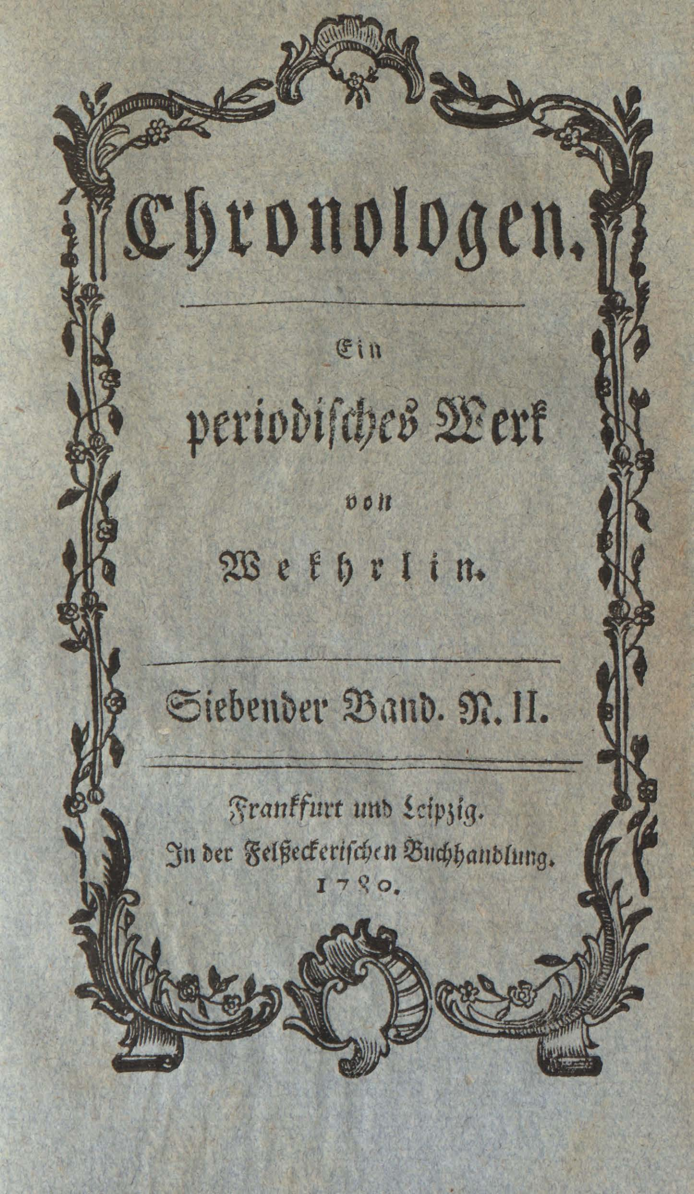


Chronologen.

Ein

periodisches Werk

von

Wekhrlin.

Siebender Band. N. II.

Frankfurt und Leipzig.
In der Felßeckerischen Buchhandlung.
1780.

Nachricht.

Schon länger, als sechs Jahre, trage ich das Projekt mit mir umher, eine Sammlung der Griechischen Schriftsteller in Handausgaben zu veranstalten. Wie nüzlich sie ist, und, wie viel sie dazu beitragen muß, das Studium der griechischen Litteratur allgemeiner zu machen, brauche ich nicht erst zu sagen. Gelehrte, besonders an Schulen, und Jünglinge können sich nur für das Geld, wofür man sich sonsten etwa nur eine Ausgabe eines Griechen kaufen konnte, mehrere Autoren anschaffen. Denn der Preiß eines Bandes in 8. zu einem Alphabet soll nicht höher kommen, als zwischen einem halben Thaler und Gulden, nach dem 24. Gulden Fuß, oder den neuen Louisd'or zu 11. Fl. Reichs-Valor. — — Denn wenn das Publikum uns nicht so unterstüzte, daß wir den Band für diesen Preis geben könnten, so müßte die Gesellschaft, die mir den Vorschub macht, das ganze Projekt aufgeben. Unterstüzt es aber dieses Unternehmen, so käme vielleicht der Band noch wolfeiler, wenigstens um einen halben Gulden.

Die Einrichtung der Sammlung, die unter zwei Titeln, dem allgemeinen Opera Græcorum, und besondern erscheint, ist folgende.

1) Die Schriftsteller werden der chronologischen Ordnung nach gedruckt, mithin mit dem Homer angefangen.

2) Bei jedem Autor geht eine litterarische Notiz voraus von seinem Leben, und den Hauptausgaben, nebst einer Einleitung in seine Lektüre, wenn eine nöthig ist, alles so concentriert, als möglich.

3) Der Abdruck wird nach der biß izt besten Ausgabe gemacht, mit Accenten, damit man darnach lesen kann oder nicht, — und mit Lettern des Herrn Heiz in Straßburg, deren Schönheit den Gelehrten be-

bekannt ist, so enge und auf Schreibpapier, wie die einzelnen Tragödien, die Herr Brunck drucken lies. Die Gesellschaft verlangt keine **Vorausbezahlung**, sondern nur **Subscription**, doch nach erhaltenem Bande, jedesmal baldige Bezahlung.

4) Unter den Text kommen die nöthigsten **Erklärungen** der wichtigsten Stellen und hinten werden die **wichtigsten Varianten** angehängt — oder umgekehrt, je nachdem die Mehrheit der Stimmen der Herren Kollekteurs es verlangt.

5) Die Lat. Version bleibt, wie natürlich, weg.

6) Damit aber die Gelehrten doch bei der Sammlung etwas neues finden, hat sich der Herausgeber: in Wien, wo nach der von Hr. Prof. **Bolla** erhaltenen Nachricht, die Haupt-Manuskripte noch ungenuzt sind, und **Paris** Verbindungen gemacht, durch die er **Varianten** *bei den wichtigsten Stellen erhalten wird.* Besonders hat er auch gegründete Hofnung, durch die Herren **Brunck**, **Oberlin**, **Bleßig** rc. in Straßburg, Herrn de **Velloison** in **Paris**, und deren Freunden, unterstüzt zu werden. Doll sollten sie den Fortgang des Werks hemmen, so bleiben sie nach dem Rathe des Herrn Hofr. Hegen, weg.

7) Von zwei oder drey andern Werken, deren Ausführung ich mit der Herausgabe der Gr. Schriftsteller verknüpfe, werde ich nächstens im **teutschen Museum** Nachricht geben.

8) Innerhalb einigen Monaten wird der Herausgeber dem Publikum durch bekannte Journale Nachricht ertheilen, ob sich so viele Subscribenten gefunden haben, als dazu nöthig ist, den Anfang des Werks zu machen?

9) Er wird sich, wenn das Publikum das nöthige Zutrauen zu ihm hat, diesem Geschäfte künftig vorzüglich widmen, und er hoft von seinen Freunden hier und an andern Orten unterstüzt, es zur Zufriedenheit der Liebhaber zu thun.

10) Die

10) Die Herren Kollekteurs erhalten das gewöhnliche eilfte Exemplar frei, und auch die Herren Buchhändler werden die Gesellschaft billig finden, wenn sie eine gewisse Quantität Exemplarien nehmen wollen.

11) Bei den Versendungen wollen wir vorzüglich Rücksicht darauf nehmen, daß das Porto so viel möglich verringert wird.

12) Wohin die Gelder eingesandt werden, wird er mit dem ersten Band jedem Kollekteur besonders bekannt machen,

13) Der Herausgeber kan keine Briefe aus Teutschland annehmen, als unter einem Kouvert an Herrn Postmeister Wettich in Kehl.

14) Und nun Gönner, Freunde von mir und der Griechen, die ich Euch nicht alle nennen nicht alle begrüßen kann, seyd thätig zur Verbreitung der griechischen Litteratur, die, wie ich hoffe, einen bis izt wenig gedachten Nuzen, der aus der Lage unserer Zeiten entspringt, und von dem zu reden der Ort hier nicht ist, haben kann und muß. Ich hoffe es, Ihr werdet es seyn, denn ich weiß, daß viele darauf warteten, einer Nachricht zufolge, die schon ehemals meine Absicht in einigen gelehrten Zeitungen ankündigte, vermuthlich von Freunden, denen es bekannt war, daß ich dieser Arbeit den grösten Theil des Rests meines Lebens bestimmt habe.

Buchsweiler im Elsas,

den 1. Febr. 1781.

Seybold,

Professor des Hochfürstl. Hessen-Hanau-Lichtenbergischen Gymnasii.



Deutschland.

(Siehe zurück: Seite 4. ꝛc. ꝛc.)

Mein Herr. Der Vorzug, den Sie, wie es scheint, den *Chronologen* zu geben belieben, ihnen *eine Urkunde anzuvertrauen*, die in jedem Grad anziehend ist, rührt mich so wie er soll. Wann ich auch nicht wüste, wozu mich die Gesezze der Höflichkeit verpflichten: so würde ich mir mit Eifer diesen Auftrag zu nüze machen, weil ich ihn für eine wahre Bereicherung ansehe.

Ich mus gestehen, als ich die **Chronologen** unternahm: so hatte ich fest entworfen, ihnen keinen Nachdruk einzuverleiben. Und so oft mich nach der Hand Wohlstand, Politik und andere Konventionspflichten verleiteten, einigen schon gedrukten Sachen Plaz zu machen: so geschah es allemal mit Widerstrebung, und unter ernster Erneurung meines ersten Vorsazes.

Wenn mich demnach die Regungen, die ich der Ehre ihrer Zuschrift, dem Vorzug des Gegenstands,

und selbst dem Antheil meines Vaterlands schuldig bin, gegenwärtig nicht berechtigten, von meinem Vorsaz abermal abzuweichen: so würde ich mir, ohne Eitelkeit, schmeichlen, ihnen durch die geschehene Einrükung ihres Beitrags ein Opfer gebracht zu haben.

In der That, ob ich schon nicht unter Diejenigen gehöre, die mit ihren Sentiments so viel Parade machen, in deren Mund man den Laut Deutschland ewig hört: so bin ich meinem Vaterland um nichts destoweniger ergeben. Ich mocquire mich über seine Fehler, ohne die Bewunderung zu vergessen, die ich seinen Vollkommenheiten schuldig bin.

Das Subjekt, welches vor uns liegt, ist von grossem Befang. Ich kenne die Gründe auf beyden Seiten hinlänglich. Unterdessen habe ich immer dafür gehalten, daß das deutsche Reichssystem, troz seiner Mängel, ein Meisterstük der menschlichen Einsichten sey.

Einer der stärksten Beweise seiner Vollkommenheit ist der, daß es dem Nationalgeschmak so gut angepaßet ist; dann wäre diß nicht: so hätte es sich nicht so lang erhalten. Seine Dauer ist ein Zeugniß seiner innerlichen Güte.

Vielleicht entstunden die unaufhörlichen Staatserschütterungen in England und Frankreich nur um deßwillen, weil die Gesezzgebere, bis auf Wilhelm III. und Richelieu, diesen Punkt nicht zu treffen wußten: vielleicht werden die Rußen, die Schweden, die Pohlen rc. rc. die ihn wirklich suchen, noch manchen Revolutionen unterworffen seyn; immittelst das deutsche Reich sich in immer gleicher Ruhe erhält.

Inzwischen ists möglich, daß seine *Konstitution noch einiger Verbesserung fähig wäre.* Wann ich aufgefordert würde, meine Meinung zu sagen: so würde ich mir die Erlaubnis ausbitten, mich zwischen den Herrn **Linguet** und seinen Gegner in die Mitte sezen zu dörfen. Ich bin ein fester Anhänger **des Symbols des Bürgers aus dem neunzehnten Jahrhundert:**

> **Ich glaube, daß sich das Gesezz nicht besser ausdrüken kan, als durch den Willen eines aufgeklärten und tugendhaften Despoten.**

Es scheint, daß eine vollkommene Konstitution bey irgend einer Nation anschlagen könne, sey eine unmögliche Erwarttung. Dann was war der allgemeine Ursprung aller Gesezze und aller Staatsverfassungen? Selbstnuzen des Gesezzgebers;

Drang des gegenwärtigen Augenbliks; Irrthum; Schwäche oder Zufall.

Man mus gestehen, es ist ein geraumer Raum zwischen den Zeiten, wo Deutschland in zwo Gattungen von Einwohner getheilt war, kleinen Tiranen, die einen Vogel auf der Faust trugen, und Sklaven, die in ihre Ketten bißen; und zwischen den heutigen Zeiten, wo wir räsoniren.

Darinn aber waren sich beyde Epochen ähnlich, daß man von Freiheit sprach, und nichts weniger hatte.

Wenn man das Glük der Staaten in Ruhe und Mittelmäßigkeit sezen will; wie es dann scheint, daß dieses der beste und billigste Zustand ist, den die Natur einem Reich vorgeschrieben hat und ihm die Vorsicht geben kan: so hindert Deutschland nichts, sich an die Spize aller europäischen Monarchien zu stellen. Die Ruhe, die das deutsche Reich seit fünfthalb Jahrhunderten, oder, wenn sie wollen, seit Karln dem Großen, in sich selber genießt, ist ein Zug, der es von allen bekannten Staaten Europens unterscheidet.

Sofern man aber Glanz, Macht, Hoheit als wesentliche Bestandtheile des Staatsglüks ansiehet; so ist unstreitig, daß die Konstitution des

deutschen Reichs zum Gegenstand wird, der es hindert, jemals auf diese Stufe zu gelangen.

Vielleicht ist selbst die Unwissenheit, worinn sich der deutsche Bürger in Ansehn des Zusammhangs der Reichsgesezze befindet, die Quelle jener Ruhe. Dann nichts ist gewißer, als daß es noch keinem Sterblichen gelungen ist, dem deutschen Staatsrecht auf den Grund zu sehen.

Der Kodex des deutschen Reichs ist ein Knaul, dessen Entwiklung keiner gemeinen Seele vorbehalten ist, und der entweder auf einen Dädal wartet, welcher ihn beschwört, oder auf einen Alexander, welcher ihn entzweyhaut.

Wann der erlauchte Sterbliche, welcher den Nahmen eines Monarchen Deutschlands führt, ohne es zu seyn; welcher, als Kaiser, kaum reicher noch mächtiger ist, wie ein Doge zu Venedig, in seinen Befugnissen dem kleinsten Potentaten in Europa nicht gleich ist: so wird ihm dieses von der Politik ersezt, die sich beyderley Mittel, des Lichts wie der Finsterniß, zu bedienen pflegt, um die Menschen zu leiten. Die profunde Unwissenheit, die das deutsche Publikum vom Geist der Gesezze hat: die Natur dieser Gesezze selbst, die schlechterdings keine Aufklärung zuläßt, sind für die Unterwürfigkeit der Nation treue Bürgen.

Was wollte man also mit Grund an der Konstitution Deutschlands tadlen? In andern Reichen wußte sich das Gesezz Menschen zu unterwerfen: Deutschland hat den stolzen Vorzug, daß sich das Gesezz Prinzen unterworfen hat.

Man mocquire sich immer über die goldene Bulle, über die Reichsabschiede, den westphälischen Frieden ꝛc. ꝛc. Dieses Pergament ists, welches verhindert, daß in Deutschland ein Regent so ungestraft nicht Tiran werden kan, wie anderwärts.

Unläugbar ist die Anarchie ein trauriges Uebel. Ich wohne auf einem Erdfleck, wo ich die Wirkungen des anarchischen Fiebers täglich im Gesicht habe. Auf der einen Seite sehe ich einen kleinen Staat, in welchem, unter dem Alleinzepter eines erlauchten und klugen Herrn, die Einwohner den Himmel segnen und die von fruchtbaren und wohlthätigen Gesezzen erwärmte Erde küssen. Zufriedenheit und Friede glühet auf ihren Gesichtern, und Wunsch für das Leben des Regenten flammt aus ihrem Busen hervor.

Auf der andern Seite: Athen unter der Herrschaft der dreyssig Poltrons. Hier gehts durcheinander wie in der Laterna magica des Arlecchin Artiggiano. Das Publikum ist ohne Mut, ohne Polizey und ohne Geld. Es verwünscht laut sein Leben

ben und insgeheim seine Obrigkeit. Kritias, der schlimmste und niederträchtigste unter den Archonten, hat sich durch List und Gewalt eine Art von Thron erworben. Die Autorität hat sich in Eigensinn und die Verwaltung in Mäklerey verwandelt. Alles lauft im Mittelpunkt der Convenienz, des Selbstnuzens, der Kapriz, das ist im Mittelpunkt der Thorheit und der Ungerechtigkeit, zusamm. Durch die ganze Stadt herrscht Kleinmut und schleichende Furcht. Die Scene endigt sich damit, daß *ein Thrasybul kommt, den Poltrons die Ruthe giebt, und die Staatsform in ein neues System umändert.*

Wie finden sie dieses Bild? Wehe dem Staat, wo es zugegen ist! Unterdessen wann es vielleicht unter den minderbekannten Republiken Deutschlands eine giebt, die sich darinn erkennt: so mus man gestehen, daß es im Ganzen nicht anschlägt.

Das römische Reich gleicht einer Familie. Die größern Herrschaften, Fürstenthümmer, Reichsstädte rc. rc. sind erwachsene und wohlerzogene Söhne, die mit ihrer Ausstattung gut haußhalten, und dem Vater Ehre machen. Die Kleinern sind Dümmlinge, die niemals volljährig werden, die bis an ihr Ende einen Vormund brauchen, die man waschen, kämmen, säubern und fleißig züchtigen mus.

Hier ists eigentlich, wo man zuweilen die Nachtheile der Anarchie einsehen kan.

Allein diß sind persönliche Unordnungen, die aus dem Wesen der Reichsverfassung nicht entspringen: die sogar constitutionswidrig sind. — Inzwischen sind sie. Inzwischen scheinen sie unabhilflich zu seyn. Sprechet zu einem anarchischen Bürger: warum leidet ihr das Joch der Tiraney? Warum zerbrecht ihrs nicht? Warum rottet ihr diese Unterdrüker nicht aus? — Hui! wird er seufzend antwortten: weil das Razenpulver zu theur ist.

Darf ichs sagen? Das Staatsrecht der Deutschen — jenes merkwürdige Formular, dem die europäischen Kabinete ihre Gesezzgebung schuldig sind; dem die Völker die Regeln zu danken haben, welche die Ueberwinder hindern, die Rache zu übertreiben, und sie mitten auf der Laufbahne des Glüks an ein ordentliches Verfahren binden; aus welchem die Grundsäze entsprungen sind, die einst dem Mißbrauch der Macht Schranken sezten und im Busen des Siegs die Mässigung vorschrieben; kurz, die dem Krieg neue Hindernisse und dem Frieden neue Erleichterungen erschuffen — dieses ehrwürdige System drohet bereits seinem Untergang, seitdem die kriegerische Politik an allen deut-

schen



schen Höfen so sehr über Hand genommen, daß sie zur Devise der Nation worden ist.

Erlauben Sie, daß ich abbreche. Ich lasse nunmehr Herrn Linguet reden. Vermüthlich werden sie es nicht übel deuten, daß ich die Antwortt, die er der Kritik über seinen ersten Aufsaz entgegen sezte, ans Licht stelle? Ich schmeichle mir, sie dörften es für eine Gerechtigkeit halten, die ich meinen Lesern und der Unpartheylichkeit schuldig bin.

Es ist billig, nachdem ich das Publikum durch mein flaches Gewäsch vorhin ennuyrt habe, daß ich es durch die gründlichere und beredtere Arbeit eines bessern Autors entschädige.

Sowol Empfindung als Ueberzeugung belehren mich, daß ich

Dero
hochachtungs- und bewundrungsvoller
Diener sey;
Der Vormund der Chronologen.

* * *

Zuerst trat, bey Gelegenheit des Teschner Friedensschlußes, das Stük von Herrn Linguet, in seinen Annalen, im November 1778 ungefähr, ans Licht: wie es im Auszug, als eine Anmer-

kung, **Chronolog.** VII Band von Seite 6 bis 19, stehet.

Hierauf erschien die Kritik, welche der Gegenstand der **Chronologen**, von Seite 5 bis 29 besagten Bands, im Text, ist.

Im September 1780 versezte Herr Linguet in den Annalen, auf diese Kritik, nachdem er sie vollständig seinem Journal einverleibt hatte, folgende Antwortt.

* * *

Die Dreistigkeit, die ich ihnen entgegenseze, indem ich die Betrachtungen, so sie über meine Abhandlung fällen, meinem Journal *einverleibe*, mus ihnen zum mindesten zum Zeugniß meiner guten Absicht dienen, wann sie schon nicht ein Zeugniß meiner Ueberzeugung ist.

Sie beschuldigen mich, daß ich ein gedungener Schmeichler der Großen sey. Gewis, unter allen Vorwürfen ohne Grund, wovor ein Mann ohne Vorwurf nicht immer sicher ist, ist dieser geradezu derjenige, den ich am wenigsten erwarten zu müßen vermuthete.

Wie es scheint: so ziehen sie mich in Verdacht, als ob ich mit dem Anschlag umgienge, das deutsche Reich blos in der Absicht zu zergliedern, um

mir

mir etwas von den Abschnipfeln zuzueignen. Zum mindesten trauen sie mir zu, daß ich darauf rechne, der Visir eines der zween grossen Monarchen zu werden, zwischen welche ich den Raub theile.

Dieser Vorwurf fällt aus Größe des Ungerechten beynahe ins Lächerliche. Das müste in der That ein sehr wenig furchtbarer Narr von einem Schriftsteller seyn, der sich im Ernst Hofnung machte, durch ein Buch Staatserschütterungen zu bewirken, *oder sich gar ein Glük bey Hof zu machen. Je größer seine Einbildung von sich selbst wäre,* um desto geringer würde diejenige seyn, die das Publikum, und selbst die Potentaten, von ihm fällen würden. Der verborgene und geheime Gang eines Maulwurfs kan zwar die ganze Oberfläche einer Wiese nach und nach verändern: der durchdringende Gesang von tausend Nachtigallen aber wird nicht ein Gräschen darauf verwelken machen.

Laßen wir demnach, wann sie belieben, mein persönliches Interesse beyseit. Ich glaube den Nahmen eines Freunds des Publici, den sie mir gleichwol streitig machen wollen, theur genug erworben zu haben. Und obzwar meine Verwendungen für dasselbe wahrscheinlicherweis nicht die mindeste Folge herfürbringen werden: so wird mir die Nachwelt wenigstens niemal vorwerfen können,

daß

daß unter denen, die ich für sie wagte, auch nur eine einige auf ihren Nachtheil abgezielt hätte.

Ihre Kritik würde ein weites Feld zu Erörtterungen in allerhand Art eröfnen; wann sie ausser den Grundsäzen der Moral, womit sie sich endigt, und über welche ich vor der Hand mit ihnen einverstanden bin, nicht den Fehler hätte, daß sie fast nicht einen einigen Punkt enthält, worinn wir uns vergleichen könnten.

Sie betrachten demnach das deutsche Reichssystem für ein Gut? Zu Folge des Friedensschlusses, der es ihrer Meinung nach seit 130 Jahren aufrecht erhält, und der, man *mus* gestehen, in der That nicht unfähig wäre, es in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten, wofern er beobachtet würde, scheint es ihnen ein Meisterstük zu seyn.

Ich hingegen, ich bin so unglüklich, dieses sogenannte Staatsgesezz für die leibhafteste Anarchie zu halten, die es jemals gab. Ich sehe die Mißbräuche des Lehnsystems darinn in ihrer ganzen Größe. Die Vorrechte der Herren, es ist wahr, sind bestimmt: aber eben so bestimmt ist die Nullität des Poebels. Deutschland kommt mir anderst nicht vor, als wie ein großer Park, worinn alles, was die Jagduniform trägt, sich ziemlich Plaisir machen kan: was aber einen Pelz oder Federn

dern hat, sich verkriechen muß, wofern es nicht zertretten seyn will.

Ich zweifle nicht, daß es sehr angenehm ist, König, Churfürst, Bischof, Reichsfürst, Abbt, Baron im heiligen römischen Reich zu seyn: oder auch bloßer Reichs-Edler. Aber desto empfindlicher muß es seyn, in der untern Klasse sich zu befinden. Dann diese Klasse ists, welche die schröklichste unter allen politischen Geisseln insgemein am *meisten fühlt, die Geissel des Bürgerkriegs.* Diesen *Namen verdienen beinahe alle Kriege*, die sich im Busen des römischen Reichs zutragen; dann was sinds im Grunde anders als Brüder, die untereinander rauffen. Deutsche schlagen sich mit Deutschen.

Der Antheil welchen die benachbarten Mächte, die sich gerne in Alles mischen, an diesen Zänkereyen zu *nehmen* pflegen, dient, das Unheil zu vermehren. Seit jenem glorreichen Frieden zu Münster ist in Deutschland kein Kanonschuß geschehen, welcher nicht den Franzosen, den Schweden, oder den Russen zum Signal diente, herbeyzulaufen und das Reich zu verwüsten. Bald sind sie Garanten, bald Schiedsrichter. Und um ihr Votum geltend zu lassen: so sengen und brennen

sie,

sie, rauben, verheeren mit eben so wenig Skrupel als wenn sie gebohrne Deutsche wären.

Sie fühlen leicht, daß ein Vertrag, der das Volk Folgen von dieser grausamen Art aussezt, bey mir für kein Meisterstük gelten kan.

Unstreitig sind grössere Mächte dem Uebel eben so gut unterworfen: aber wenigstens nicht in dieser Gattung. Wann ihr Inneres von Pächtern, Kommissaren, Einnehmern und Strikreuttern heimgesucht ist; wann es von Richtern, Beamten in aller Gattung ausgesaugt wird — und Gott mag wissen, ob Deutschland von diesem Fieber ausgenommen ist — so sind zum mindesten ihre Gränzen, durch eine ansehnliche Macht bedekt, vor fremden Einfalle sicher. Entsteht ein Krieg: so leiden sie nicht mehr, als ihnen, nach dem eingerichteten Laufe der Sachen in unsern Zeiten, auf ihren Antheil zukommt. Kaum sind ihnen die Schreknisse des Kriegs mehr, als durch die öffentliche Zeitungen bekannt: oder zuweilen durch die Thränen, welche ihnen der Fall eines Sohns, eines Vaters, eines Freunds in entfernten Schlachtgefilden entführt.

Zum Beyspiel: Frankreich, Spanien und England sind gegenwärtig übereinander. Ihre

Hand=

Handlung ist gestöhrt: aber ihre Länder sind noch bey weitem nicht in den Umständen, worinn während des Kriegs 1756 Sachsen, Westphalen, Mähren, Brandenburg ꝛc. ꝛc. waren: worinn im nächst vorhergegangenen Kriege Bayern, Böhmen, und Sachsen abermals, waren; worinn im vorigen Jahrhundert die Pfalz und alle die unglücklichen Pläze waren, welche nach und nach unter die Waffen Gustaf Adolphs, Ludwigs XIV. ꝛc. ꝛc. fielen.

Alles diß bey Seit gesezt: bemerken Sie, wie heut zu Tag selbst, da Deutschland im süssesten Frieden zu schlummern scheinen, wo es im mindesten nichts von den Stössen, die sich jenseits des Oceans ereignen, und die dortige Halbkugel erschüttern, empfinden sollte; wie sein Volk — ich sage mit Fleiß Volk — gezwungen wird, daran Theil zu nehmen: indem man es aufpreßet, um ein fremdes Land mit seinem Blut zu düngen, woran seine Despoten selbst kein Recht suchen: indem man es, Heerdenweis verkauft, um Menschen in Amerika zu erwürgen, die ihm niemals etwas Leid gethan, oder um von ihnen erwürgt zu werden: indem von dem Preise seines Bluts seine zu Hauß hinterbliebenen Familien zutheurst keinen Nuzen ziehen, als welcher gänzlich in die Kiste der gekrönten Mäkler fällt, die diesen außerordentlichen Handel treiben: indem, vermöge des Rechts der Subsi-

ien-

dienverträge, jeder Miethling, der an den barbarischen Küsten von Amerika darauf gehet, für den Herrn der ihn gestellt hat, ein Gewinn wird.

Wollte ein Herr wissen, was ihm dieser abscheuliche Handel genau einträgt: so dürfte er nur die Menge seiner Unterthanen zählen, die er aufgeopfert hat. Vielleicht wär es zum erstenmal, seitdem es Regierungen, eine Politik und Mißbräuche giebt, daß man die Potentaten den Ertrag ihrer Einkünfte durch die Menschenköpfe, die sie verlohren haben, berechnen sähe.

Diß, sagen sie, sind keine nothwendigen Folgen der deutschen Constitution. Vergeben sie. Da sich diese Dinge in keiner andern Regierungsverfassung weder ereignen, noch ereignen können; da grosse Staaten weder der Nothdurft noch der Versuchung ausgesezt, sich dergleichen Hilfsmittel zu bedienen; da der, vielleicht eitle, aber in sich heilsame Vorschlag, dessen Widerlegung sie unternehmen, ein unfehlbares Präservativ, wo nicht ein Heilmittel, dagegen seyn würde: so müssen sie wol der Natur des deutschen Staatsrechts eigen seyn.

Sie belieben, mich auf das Beyspiel Griechenlands zu verweisen. Sie führen jenen Zeitpunkt aus seiner Geschichte an, wo es in tausend

ver-

verbündete, oder sogar uneinige, Herrschaften getheilt war. Dieser Zug, meynen sie, diene zur vollständigsten Widerlegung meines Begrifs, vermög dessen ich die monarchische Regierung, im Großen, den kleinen Nekereyen der aristokratischen und demokratischen Verwaltungen vorziehe. Allein erlauben sie, daß ich dieses Beyspeil zu meinem Vortheil revindicire; und diß, wie ich mir schmeichle, mit großem Grund.

Vorerst gleicht sich nichts weniger als der Zustand Deutschlands zu demjenigen, den sie anführen. Um in Griechenland, wenigstens in seinen schönen Tagen, Etwas zu seyn, war genug, daß man Mensch war. Um in Deutschland eine wirkliche Existenz zu genießen, muß man wenigstens Reichs-Edler, oder Bürger einer freyen Reichsstadt seyn. Finden sie hier nicht ein wenig Unterschied?

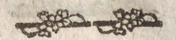
Und im übrigen, worinn bestand denn das Glük dieser winzigen und gleichwol in ewigem Streit unter sich begrifenen Staaten, die von der Souverainetät nichts besassen, als den Neid zuweilen unglücklicher weis das Talent Andern zu schaden? In welcher Epoche ihrer Jahrbücher entdeken sie auch nur einen Schatten von Ruhe oder Glük?

Ists etwan zur Zeit des peloponesischen Kriegs, wo alle Jahr von der einen Seite eine neue Armee aufbrach, um Attika zu verwüsten, während eine Seeflotte auf der andern Seite Feur und Schwerd in Lakonien trug: wo der der unaufhörlich von einer Seite zur andern flatternde Sieg jeder Parthey nur zu schmeicheln schien, um sie desto bequemer zu unterdrüken: kurz zur Zeit eines Kriegs, der sich mit der Schande, mit der Erniedrigung einer Parthey nach der andern endigte?

Ists etwan in einer jener jüngern Perioden, wo wir bald Athen erhoben, bald Sparta gedemütigt, Messina geschleift, Nabisse auf dem Thron der Lykurge, Demosthene zur Verzweiflung gebracht. Gift zu nehmen, um nicht in die Hände des Vergifters Alexander zu fallen, wo wir so viel andere erlauchte Unglükliche die Geschichte Griechenlands befleken sehen?

Griechenland schöpfte niemals in der That Athem, als bis die Uebermacht Roms, indem sie es auf der einen Seite überwältigte, auf der andern seine Stüze ward. Hier ists, wo dasselbe aus den Händen eines in sich selbst bewegten und allen Uebeln der ausschweifenden Freiheit überlassenen Staats, die Vortheile einer wahren Monarchie empfieng. Ein König, unter dem bescheidenen

Nah-



Nahmen eines Proconsul, eines Prätors rc. rc. regierte Griechenland unumschränkt: und es war glüklich.

Unter andern betrachten sie die Bevölkerung für den Maaßstab und das Symptom der Glückseligkeit eines Staats. Die menschliche Rasse, sagen sie, grünet niemals unter einem unglüklichen Himmelsstrich. Diß kan in gewisser Art wahr seyn. Allein sollte sie unter einem strengen Zepter nicht eben so gut grünen können? Das Wild, zum Beyspiel, vermehrt sich in den Zäunen worein es gekerkert ist, unendlich häufiger, als im freyen Feld. Gewis, mein Herr, über diesen Theil der Nachforschungen ist noch nichts gründliches gesagt. Noch nichts ist ergründet, bewiesen, dargelegt in der interessanten Materie der natürlichen Fortpflezung, und selbst in jener ganzen politischen Meßkunst nicht. Die Schweiz ist, so sehr es der Natur des Lands immer möglich war, bevölkert. Das gesteht man. Sie ist frey. (*) Indien aber kriecht in der Sklaverey: und gleichwol ist es noch weit volkreicher.

 Dem

*) Auch diß ist noch einer Einschränkung unterworfen. Die am meisten angevölkerten Kantons sind geradezu diejenigen, wo die Regierung gegen die Monarchie hinhinkt.

der Verfasser.

Dem wenigen gemäs, was uns von China bekannt ist, und noch mehr von Japon: so ist die Regierung dieser Länder eine der härtesten und strengsten von der Welt. Unterdessen fließen sie von Menschen über. In Italien ist sie, man sage auch was man wolle, unendlich sanfter und leidentlicher: und Italien ist öde. Soviel werden sie mir zugeben?

Vielleicht ists noch großem Zweifel unterworfen, ob die Erzeugung der menschlichen Rasse vom Einfluße der Sonne, des *Himmelsstrichs*, des Bodens, der Regierung und der Gesezze rc. rc. abhange. Diese leztern können unstreitig viel beytragen, das Schicksal der Bewohnere zu mildern. Durch ihre Vorsicht und Wachsamkeit können sie den Mißbräuchen vorbeugen, die zur Zerstöhrung der Population dienen. Aber werden sie solche über den ihr von der Natur vorgeschriebenen Grad treiben können? Und *solang diß nicht* entschieden ist, läßt sich von der Volksmenge, die unter der churfürstlichen, unter der fürstlichen, unter der bischöflichen und reichsfreiherrlichen Ruthe vegetirt, etwas folgern?

Wie, wenn Deutschland in zwo oder mehrere Monarchien getheilt wäre: sollte alsdenn kein Stof zu Beschwerden mehr übrig seyn? — So fragen

sie

sie mich. — In allweg. Wer zweifelt daran. Aber, merken sie sich, diese Beschwerden werden nicht so häufig seyn; sie werden keine so violente Folgen nach sich ziehen; sie werden nicht so schleunig Kriege entzünden; die mehrerende Wirkungen dieses Feurs werden nicht so ausgebreitet seyn. Diß glaube ich fest.

Je grösser der Körper ist, mit desto mehr Mühe sezt er sich in Bewegung: Diß ist ein allgemeiner Grundsaz: *desto geringer ist selbst seine Reizbarkeit. Ein Nadelstich, der einen Liliputier in Raserey sezen würde, wird von Gargantua kaum gefült.*

Uebrigens jene durchlauchtige Nekereyen, die man Unterhandlungen nennt, und welche in mächtigen Staaten wirklich dienen können, dem Ausbruche des Misvergnügens vorzukommen oder ihn zu erstiken, dienen im Gegentheil bey einer Verfassung wie die deutsche, vielmehr die unendliche Verschiedenheit der Interessen noch mehr, zu verwiklen, und Ansprüche, die sich — Dank sey der Natur des deutschen Staatsrechts! so leicht erheben und so leicht entledigen laßen, entweder zu unterstützen oder zu erschwehren.

Ich beziehe mich deßfalls auf keinen weitern Beweis, als blos auf die Geschichte der Fabrikatur dieses hochberühmten Münster'schen Vertrags

 selbst.

selbst. Verursachte nicht die geringste Annahme des geringsten Glieds des geringsten Kraises von Deutschland mehr Bewegung, mehr Schwürigkeit, mehr Zeitverlust, mehr Verlegenheit, als nicht erfoderlich gewesen wäre, um zwischen Darius und Alexander zu traktiren?

Sie machen mir die Frage: ob ich glaube, daß die Reichsfürsten, die man zu Nichts machen will, es so ganz geduldig leiden; daß sie nicht allen möglichen Widerstand der in ihren Kräften ist, vereinigen würden? Daß aus einer Ligue wider die Freiheit Deutschlands nicht eben dieselben Weitläufigkeiten erwachsen müssen, der man sich unter dem traurigen Nahmen des dreyßigjährigen Kriegs erinnert? rc. rc.

Erstlich will ich Niemand auf der Welt zernichten, ich. Hievon habe ich ihnen bereits Rechenschaft zu geben die Ehre gehabt. Mein Werk ist blos, mich, so wie Sie, mit zufälligen Spekulationen, die an sich selbst, wie ich ihnen bereits bemerkt habe, niemals realisirt werden können, zu unterhalten. Und wäre es möglich, daß die gegenwärtige einst in Realität kommen könnte: so hoffe ich, ihnen bewiesen zu haben, daß sie, wenigstens für den gemeinen Mann, unschädlich wäre.

Aber,

Aber, ruft man aus, der Augenblik der Crisis könnte schmerzhaft seyn! Was diß betrift: so will ich nichts bestimmen; unterdessen, wenn ich aus der Erfahrung schließen darf, so kan ichs nicht glauben. Woran hiengs, daß sich diese Revolution nicht unvermerkt in den Zeiten Gustaf Adolphs zutrug? Hätte dieser Prinz seinen lezten Sieg überlebt, was wäre natürlicher gewesen, als die Folge einer Theilung des Reichs? Der größte Theil desselben wäre vermuthlich von sich selbst zu einer schwedischen Provinz worden. Was hätte das Oberhaupt des protestantischen Bunds gehindert, sich zum Oberhaubt des politischen Bunds zu machen?

Vielleicht würde er eine Zeitlang die protestantischen Häubter geschont haben, um die katholischen desto reiner ausrotten zu können. Aber am Ende würde die erstere Parthey, nachdem sie das Gleichgewicht verlohren, sich mit Güte oder Gewalt unter das allgemeine Joch haben beugen müssen.

Auch die Nachbarn würden zum Raub herbeygeeilt seyn. Vermuthlich wäre es gegangen, wie wir es an Pohlen gesehen haben. Zwar wäre es nicht die Krone Preußen, nicht das Haus Oesterreich, gewesen, die sich hiebey bereichert hätten.

Das Looß hätte Schweden, Frankreich und Dänemark — Mächte, die ohne von den Verheerungen des Kriegs das mindeste erlitten zu haben, den Nuzen davon gezogen hätten, getroffen. Und gleichwol, ich wiederhole es nochmal, ist es der Frage werth, ob man dem gemeinen Mann in Deutschland hieben nicht hätte Glük wünschen müssen. Allein, fahren sie fort, wo wäre es mit den Sitten geblieben. Wenn jemals ein dergleichen System aufkommen sollte: so ists um die Sitten geschehen. Hui! mein Herr, welches Alter verlangen sie, um eine solche Delikatesse zu berechtigen? was würde ihnen die sechszigjährige Ninon, als sie im Begrif war, ihre Arme nach einem frischen Galan auszustreken, geantworttet haben, wann sie ihr vorgestellt hätten: Madam sie verscherzen ihre Tugend, sie sezen ihre Ehre aufs Spiel. Lernen sie, mein Freund, würde sie gesagt haben, daß es schon lang ist, seitdem Ninon weder Tugend noch Ehre mehr zu verscherzen hat.

Verlangen sie hiezu etwan ein Jahrhundert, wo ein Aufruhr in Amerika für einen rechtmäsigen Grund ausgegeben wird, sich der Unabhängigkeit anzumassen? Wo England seine Häfen ungestraft mit der Beute einer nachbarlichen und neutralen Nation anfüllt? Wo einer seiner Ministere ohne Schamröthe, im öffentlichen National-Senat, ins

An-

Angesicht ganz Europens sagt, daß ein beschwehrlicher Vertrag ohne Rukficht zernichtet werden könne? wo wir Pohlen ohne Ursache überfallen, ohne Krieg erobert, ohne Widerspruch zertheilt sahen? Mitten unter dem Zusammfluße solcher Thatsachen, solcher Beweise vom Rechte des Stärkern, läßt sich gut von Sittenlehre und von Gewissensskrupel sprechen.

Um ihnen vollends den lezten Beweis zu ihrer Ueberzeugung zu geben: *so frage ich sie, welches ist die fähigste Staatsconstitution, um die Ordnung,* oder, *welches eben soviel ist,* die öfentliche Sicherheit zu handhaben: eine ansehnliche immer stehende Macht unter der Aufsicht eines ehrfurchtswürdigen Monarchen, und den Befehlen eines geschikten und vertrauten Generals: oder ein Gemengsel verschiedener unabhängiger Stände, wovon jeder Anführer sein eigenes Interesse hat, und die sich, von Ambition und Neid gehindert, niemals in einem Punkt vereinigen werden.

Sehen sie, mein Herr, die wahren Bilder der deutschen Reichsverfassung, so wie sie aus dem Schooß des Münster'schen Friedens entsprungen ist; und derjenigen, um deren Vorzug sie mich tadlen. Sollte hierdurch der Streit nicht entschieden seyn?

Der Milchtopf.

Ein Märchen.

. . . . . . Die Staatsverbündung der Deutschen hat jenen bewundernswürdigen Karakter, daß die gesezzmäßige Gewalt ihres Oberhaubts ein ewiger Damm gegen die Ausbrüche der Anarchie ist.

Kardinal Richelieu.

Mir kam im Traum zu Nacht einst für:
Das ganze heylig römisch Reich
Sey ainem grosen G'mainhauß gleich,
Allwo hie, mit Verlaws zu sag'n,
Der Kaiser thet selbst Vffsicht trag'n,
Zank, Vnheyl und all Fehd zu wer'n.

Kurfürsten, Fürsten und geistlich Herr'n
Grauen und Stett allsambt vereynt,
Allhie die Mittbesizer seynd,
Von den'n ain yd'r an dieser stett
Sein Losament und Wesen hett.
Die Reichst, (exempli gratia)



Der Kaiser und kurfürsten, han da
Yder ain Stockwerckh inn und mer
Die nach In'n seyn, blos Gemächer
Oder auch nur Kassenetter.
Die Cleynest aber schleußt ain Schreyn
Oder ain G'schirr und G'fäß sunst eyn.

Ein Fürst, von ädelm Stamm ain Reyß,
Des Kaisers Oheims, tapff'r und weyß,
Hett ain Sal mitten Im gebewd,
Der was schoen, heitter, langh und breitt.
Nur stund dar Innen In ain Eckh
Ain Milchtopff, als wy ain Fettfleckh.

Ain schoen new Gewandt veruntziert,
Wor Inn ain rüstig Dirn stolziert.
So was der Milchtopff allemal
Ain häßlich Schandfleckh in dem Sal.
Doch ließ des Fürstens sein Guttheyt
Vnd G'nad Im noch den Placz zur Zeytt.

Weyl ainig Man mit Irem Kind,
Haußfrawen, Schwägern und Gesindt
Darunter ihre Wonung han.
Von den'n der allergrößest Man
Nit größer ist, als wie ein Glydt
An meinem Dawm: das Gott behütt.

Doch

Doch seyns allsambt vnruhig Köpff
Vnd heißen Ins gemein die Knöpff.
Weiß nit ob wegen Dr Cleynheit
Oder ob wegen Dr Feinheyt.
Dieweilen nun on Maaß und Zyl
Die Knöpf ausüben vyl Muthwill,

Und sich allzeit tun so beweyß'n,
Als weren's gar ain Schwarm Horneyß'n:
Allso gebot der Fürst den Sein'n
Der'n Ampt es heischet, hüpsch und fein
Vff gutt Ordnung stetts acht zu han,
Daß sie nit sollten ong'straft lahn,

Wann wo ein Knopf schreyt aus sein Pfad
Oder verübt ain Freuelthat.
Dem folgen nun All, Man für Man.
Doch meist ain Diener Lobesan,
Der Voitt der Ortt'n und Endten was
Vndt der Knöpf wartt on Vnderlas.

Wan ainer vf des Fürsten Sach'n,
G'schmaid und Geräd ain Klex thett mach'n,
Oder wolt nur den ringsten Span
Sich vom Fußpoden maßen an;
Kurz wann ein Knopf im Sal schwärmt rüm,
So sprach stracks dieser Voitt zu Im:

Wo

Wo aus, wo aus mein cleyner
Knopf?
Fluxs wieder unter dein'n Milch-
topff?

Den Knöpfen diß nit wolt behag'n,
Thetten desweg'n beym Fürsten clag'hn
Entgeg'n den bösen Voitt, der Ir
Hoffmeyster wolt seyn für und für.
Mit vyl Geschwez fürbringt die Sach
Ain Knopf, der schyr für Fewr und Rach

Zerbersten wollt, und thett dabey
Als ob ers Fürstens gleichen sey.
Deßhalben der sein heftig Red
Auch allso underprechen thet:

Wo aus, wo aus mein cleyner
Knopf?
Flux wieder unter dein'n Milch-
topff!

Von Stund an bis zu dieser Frist
Es ganz zum Sprüchwortt worden ist,
Daß wann sich Ainer aus Hochmut
Viber sein Standt erheben thut,

Ain

Ain Yder, der Jn hört und sicht
Vrplözzlich hönisch zu Jm spricht:

Wo aus, wo aus mein cleyner
Knopf:
Sluf wieder unter dein'n Milch-
topff!

Men-

Menschen, was seyd ihr in der Hand der Gerechtigkeit!

In sich selbst vertieft spazirte der weise Mem-Cu an dem schattenreichen Ufer des Kiao. Plözlich durchbricht ein jammernder Lärmen die Luft. Mem-Cu siehet in einem jenseits dem Fluße gelegenen Dorf Leute flüchten. Er vermuthet, daß entweder Feur ausgebrochen sey oder Räuber eingefallen wären. Im Augenblik stürzt er sich ins Wasser und schwimmt über den Strohm, den Leidenden zu Hilf zu eilen.

Sobald er sich bis auf hundert Schritte dem Dorfe He-Kien, so nennt sich dasselbe, genähert hatte: so begegnete ihm ein Einwohner. Seine ehrliche Miene und seine grauen Haare machten ihn ehrwürdig. Er schlug die Hände über dem Haubt zusamm und entfernte sich vom Dorf.

Mem-Cu ruft ihm zu. Er bittet ihn, zu weilen, und ihn wenigstens von der Art der Gefahr zu unterrichten.

Der

Der Alte.

Grosser Li! Gerechtes Wesen! Solltest du diese Mißbräuche billigen?

Mem-Cu.

Erkläre dich, Vater. Worinn kan ich dir oder Andern Hilf leisten?

Der Alte.

Würdige, die Seele dieses Unschuldigen in dem glänzenden Schooß Amida's zu trösten!

Mem-Cu.

Ich beschwöre dich, was soll ich thun?

Der Alte.

Ueber dich und deine Nebenmenschen seufzen. Vernimm. Vor einigen Stunden trieb der Strohm einen Leichnam ans Gestade. Es war dem Ansehn nach ein blühender, reizender Jüngling: die Tugend seiner Seele schien noch auf seinem erblaßten Gesichte zu weilen. Bedaurenswürdige Eltern, was wird euch sein Tod kosten!

Mem-Cu.

Weißt du nicht, daß die Schiksale der Menschen an einem Faden hängen, den die Gottheit nach ihrem Belieben zerreißt?



Der Alte.

Du weist, daß wir ein Gesezz vom unvergeßlichen Kaiser Yao haben, vermög dessen, demjenigen der einen Ertrunkenen auffischet, und ihn mittelst Gebrauch der zugleich vorgeschriebenen Mittel wieder ins Leben bringt, nicht nur 300 Rupien zur Belohnung bestimmt sind; sondern auch das Dorf, wo diese That geschehen, soll ewig steurfrey seyn.

Mem-Cu.

Dieses Gesezz ist in dem geheiligten Werke U-Kim aufbehalten.

Der Alte.

Wärs auch niemal vorhanden: glaubst du, daß meine Mitbürgere, deren Caste in der Pflicht die Nächstenliebe auszuüben einen veralteten Besiz hat, weniger gesäumt hätten, den Ertrunkenen zu retten? Aber wie schwach ist der Arm der Sterblichen wenn er sich gegen die Gewalt der Justiz erhebt!

Mem-Cu.

Unsterbliche Götter: Laßt mich nichts Abscheuliches vernehmen!

Der Alte.

Unsere Jünglinge hatten den Leichnam im Hui aus dem Wasser gefischt. Man legte ihn auf warme Matten. Man schikte einen Eilboten in die nächste Stadt, einen Wundarzt zu holen, um die Mittel für die Ertrunkene anzuwenden. Der menschenfreundliche Wundarzt eilte ohne Schwürigkeit herbey. Er bot seine ganze Kunst auf. Schon athmete der Ertrunkene: schon schlug sein Puls wieder: schon wurde seine Brust warm. Es hieng nur noch am lezten Handgrif, das in ihm zurückkehrende Leben zu beseelen — — —

Mem-Cu.

Der Himmel segne die Einwohner zu He-Kien!

Der Alte.

In diesem Augenblick überfällt eine Bande Schergen, an deren Spize der Mandarin-Landvogt der Provinz Kiang-Si ist, das Haus, prügelt die Inwohnere: den Wundarzt legt er in Eisen, und nachdem er den wieder zurükblaßenden Leichnam quer über seinen Palankin gebunden hat: so führt er beyde mit sich fort.

Mem-Cu.

Und die Ursache dieses grausamen Auftritts?

Der



Der Alte.

Weil die Provinz Kiang-Si mit der Provinz Que-Che in einem Streit wegen der Jurisdiktion liegt.

Nem-Cu.

Nun weiß ich genug. Lasset uns unter die Hand des Verhängnisses beugen, und das Zepter des erlauchten Tiensu küssen!

Der Alte.

Wie? Ist keine Seele, die ihm diese Mißbräuche wissend macht? Ist die Provinz Que-Che weniger eine Portion des Reichs China, als die Provinz Kiang-Si? Ist er weniger Vater seiner Unterthanen zu He-Kien als zu Peking? Ist er weniger Gesezzgeber in einer Provinz seines Reichs als in einer andern? Sind die Rechte der Menschheit weniger heilig, als die Rechte der Hoheit? Ists möglich, daß ein Gesezz das andere zerstöhren kan?

Der Alte würde nicht aufgehört haben, zu deklamiren; wann ein Strohm von Thränen, der ihm aus den Augen stürzte, ihn nicht unterbrochen hätte.

Wie schickt es sich (seufzte er noch schluchzend hinzu) für die Würde eines Mandarin von China, daß er sich zum Diener der Privilegien des Henkers erniedrigt!

Mem-Cu.

Die Rechte der Menschlichkeit, guter Vater, rühren vom Himmel her: und die Gesezze von Menschen. Bethe die erstern an, spricht die Schrift der Weisheit, und fürchte die leztern.



Ueber das physiokratische System.

(S. vorigen Hefts Seite 37.)

Fortsezung.

Ists nicht immer ein allgemeiner Fehler der Systemerfinder gewesen, daß sie sogleich in allen Welttheilen ihr System angenommen wissen wollten, und sich nicht begnügten, nur erst einen engen Zirkel oder einzelne Menschen damit zu erbauen. Sie haben nicht philosophisch genug bedacht, wie schwehr es freygebohrnen Menschen, besonders aber freyen Deutschen falle, sich in Sachen des freyen Willens, einem allgemeinen Gesezz unterwerfen zu lassen.

Bey dieser sogar in ein deutsches Reichsgrundgesezz übergegangenen Schwürigkeit, die unter dem Nahmen SACRA LIBERTATIS ANCHORA bekannt genug worden, ist die Nation gleichsam feyrlich berechtigt, sich allen obrigkeitlichen Anstalten zu widersezen, die in Religions- und Steursachen, und überhaubt in allen Sachen gemacht wer-

 den

den wollen, da entweder den einzelnen Reichsständen und ihren Unterthanen das Geld aus den Beuteln heraus votirt, oder der Unterschied der Religion, wann die verschiedenen Religionsverwandte auch in weltlichen Sachen anderer Meynung sind, nicht geachtet werden will, wie ich oben schon berührt habe; dann es ist nun fast kein Land in Deutschland zu finden, worinn nicht zwo Religionspartheyen sind, und wo die Fragen nicht deutliche Streitigkeiten erweken könnten: ob die katholischen Beker eines Dorfs, einer Stadt, eines Lands, befugt sind, an statt der runden Semmlen viereckigte zu backen? ob die evangelischen Schuster das Recht haben, die Maassen nur mit Pappier zu nehmen, wann die katholischen dazu eine eigene Maaßstabsmaschine haben? Und anders mehr.

Es ist also kein Zweifel, daß sobald dem Unterthan, besonders aber dem gedrükten und auf seine Freiheit um so mehr eifersüchtigen und bey dem heutigen mannigfaltigen Finanzreformen mistrauenden Landmann Gesezze gegeben werden wollen, wie viel, auch wohl was für, Früchte er jährlich einerndten mus, welches eine Anweisung voraussezt, die der Knecht von seinem Herrn, aber der Bauer und Landeigenthümmer nicht von der Obrigkeit anzunehmen schuldig seyn will, dieses der erste Schritt zu einem höchst unruhigen Regiment sey. Eine jede

de Obrigkeit wird aber doch geneigter seyn, ihr Regiment ruhig als unruhig zu führen, wann die Wahl von ihr abhängt.

Wann irgend die Machtvollkommenheit des Regenten bey einer allgemeinen Anstalt nüzlich seyn kan: so ist gewiß die bürgerliche Gesezgebung, die durch ganz Deutschland in dem erbärmlichsten Zustand ist: und doch hat der weise und gewaltige König Friederich seine Gewalt nicht angewendet, weder sein neues Gesezzbuch auf einmal durch alle seine Länder *allgemein zu machen*, noch die alten *römischen und deutschen* Gesezze und Gewonheiten ganz abzuschaffen, sondern hat für besser gefunden, dieses alles nur versuchsweis anzuordnen und der Zeit und den Umständen das weitere zu überlassen.

Und eben das ist es, worauf ich oben mein Urtheil von der reinen Profitsteuer gegründet habe, daß sie nehmlich, sich ohne Schwierigkeit wird einführen laßen, wann die Sache an sich gut ist und nicht durch obrigkeitliche Verordnungen und strengen Gehorsam erzwungen werden will. Man sehe nur die tägliche Beyspiele von Moden, Gebräuchen, Manufakturen, Produkten, die in Deutschland gemein worden, keineswegs aber durch Gesezze, sondern durch die gewöhnliche und besonders bey dieser Nation sehr wirksame Maschinen der

Nachahmung, die sonst ein knechtischer Begrif ist, hier aber das Schild der Freyheit trägt, davon der Grund in der manchfältigen Gradation der Stände liegt, wo der Hirte dem Bauern, der Bauer dem Bürger, der Bürger dem Rathmann, der Krämer dem Schneider, der Kaufmann dem Schreiber, dem Doktor, der Priester dem Amtmann, der reiche Bürger dem Edelmann, der reiche und in vornehmen Würden stehende niedere Adel dem hohen Adel, der Graf dem Fürsten, der Prälat dem Bischoff, der Fürst und der Bischoff dem Churfürsten, dem Erzbischoff, dem Könige ꝛc. *nacheiffert*. Wer diese Scalam wohl kennt und mit Klugheit zu nuzen weiß, auf dessen Beyfall rechne ich hier.

Was dem König in Schweden bey Einführung der Nationaltracht gelungen ist, dies würde seinem Vater und auch ihm nicht gelungen seyn, wenn nicht eine wichtige Veränderung in der Regierungsform vorausgegangen wäre. Es versuche es ein Regent und verbiete in seinem Lande die französische Kleidertracht, unterstüze dieses Verbot mit Gründen der Spahrsamkeit und des Patriotismus, auch wohl in protestantischen Ländern mit Rücksicht auf Religions-Unterschied; und verfolge endlich, wenn alle diese Versuche vergeblich sind, sein Vorhaben mit Gewalt; er wird eine

all-

allgemeine Empörung wie bey den Schwäbischen Bauern, die gegen das neue A b c buch rebellirten, vielleicht auch wohl, wie ehemals der Bischoff von Salzburg, eine Emigration zu fürchten haben.

Ich glaube nicht, daß unser physiokratisches Steuerwesen jemals in den Kammern der Fürsten und Regenten einen so allgemeinen Geschmak finden werden, daß dergleichen Empörungen deswegen zu befürchten wären, denn es ist mir nur Ein Land bekannt, wo die Ausübung hat versucht werden wollen, wo aber der Versuch entweder mißlungen oder zu kurz abgebrochen worden; und was dermalen noch darüber geschrieben wird, das ist blos eine idealische Sache der Schriftsteller, wie die Leiden und der Tod des Werthers, worüber sie sich heftig gezanket haben, ob sie schon wusten, daß nie ein Werther existirt hat, folglich auch nicht gestorben ist.

Indessen wird man mir immer verwilligen, daß, wenn ein dritter solche Streitigkeiten führen sieht, der die Ursachen davon kennt, und seine Landsleute selbst mit dem Gegenstand am ersten bekannt gemacht hat, dieser in seinem Gewissen verbunden sey, zu versuchen, daß das Buch möge zugemacht werden, je mehr meine Mitarbeitere in diesem Fach, Herr Dohm, Busch, Fürstenau, Iselin,

 Schlett-

Schlettwein ꝛc. ꝛc. gezeiget haben, wie fähig sie sind, von praktischen wichtigen Gegenständen mit Ordnung, Scharfsinn und Aufmerksamkeit zu schreiben, um nicht durch längere Fortsezung solcher minder wichtigen undankbaren Untersuchungen sich die Zeit zu den wichtigern Arbeiten zu entziehen.

Mein Versuch geht dahin, noch insbesondere zu zeigen, daß auch alles was für oder gegen die Gerechtigkeit und Ausführbarkeit des Systems gesagt werden mag, den Grad von Evidenz doch nicht habe, der da gefodert wird, wenn der größte Theil des *lesenden Publikums gewonnen* werden soll.

Daß die Domainengüter des Regenten von den Auflagen frey sind und frey seyn müssen, das kan nicht anders als entweder durch einen offenbaren Widerspruch oder durch ein anderes Verhältniß zwischen Unterthanen und Regenten geläugnet werden.

Der erste Fall des offenbaren Widerspruchs ereignet sich fast auf dieselbe Art, da in den Brandassekuranz-Gesellschaften der Abgebrannte von seiner Brandstätte nach der darauf haftenden Matrikul nicht frey seyn, sondern sich selbst beysteuren soll, wie in einigen Ländern zwar auch wirklich geschiehet; dann wird aber die Taxa darnach gegrif-

fen,

sen, und um soviel höher gesezet, damit der eigene Beytrag des Abgebraunten überflüßig werde, oder es wird die Indemnisations-Summe um soviel erhöhet, als die eigene Beysteuer des Abgebraunten beträgt; auf die eine wie auf die andere Art wird der Widerspruch abgewendet, daß der Herr sich selbst Steuern bezahlen soll. Der zweyte Fall des besondern Verhältnisses entsteht in denjenigen Ländern, wo noch formirte Landschaften sind, welche den größten Theil der Auflagen eines Landes unter dem Nahmen der *Steuern*, *Schazung*, **Contribution**, *2c. 2c. ausschreiben und erheben.*

Da geschiehet es, daß der Landesherr von seinen eigenen Domänen, Häusern und Gütern Schazung bezahlen muß, wenn er mit seiner lieben und getreuen Landschaft sich nicht darüber besonders verglichen hat. Allein! Dann ist auch der Landesherr nicht Steuerherr, sondern die Landschaft ist es. Diese schreibt die Steuern aus, erhebt sie, gibt davon dem Landesherrn eine gewisse Summ, und rechnet ihm an derselben auf, was er wegen seiner Domänen, seiner Schlösser und Dienerhäuser an den ausgeschriebenen Steuern beyzutragen hat.

Diesen Fall, wo noch solche Parlamenter von Landschaften sind, davon ich anderwärts schon geredet

redet habe, nehm ich hier aus, und lasse aus eigener Ueberzeugung und Erfahrung gelten, daß der Landesherr, wie sein Unterthan Steuern geben müsse; aber aus derselben Erfahrung bin ich auch überzeugt, daß es auf ein bloses Formale und Spielwerk hinauslauft, wobey das Land nicht nur nichts gewinnt, sondern auch sogar verliert; ich will versuchen, dieses in ein Beyspiel einzukleiden, um mich sinnlicher und deutlicher auszudrükken.

Der neue Landesherr fodert von seiner Landschaft 200000 fl. sie werden ihm bewilligt; bey der Auszahlung aber wird ihm ein Abzug von 50000 fl. für Domänen ꝛc. Steuern gemacht. Der Fürst kan nun mit den übrigen 150000 fl. seine Ausgaben nicht bestreiten; er fodert also in dem folgenden Jahr 250000; sie werden ihm bewilligt und nun will ich annehmen, daß die Summe hinreiche, was doch selten geschieht, Jezt versteuert der Regente zwar seine Domänen, die Unterthanen aber steuern ihm die Gelder dazu. Was man in der Schule einen circulum nennt, das geschieht in den Ländern, wo formirte Landschaften sind, und wo die Räthe und Bediente der Landschaften sich desto besser stehen, je grösser die Summen sind, die der Fürst verlangt, oder die ausgeschrieben werden.

In

In den Ländern, wo keine Landschaftsparlamenter sind, und die Regenten unmittelbar durch ihre Rentkammern die Steuern ausschreiben lassen, ist also die Beschatzung der Domänen eine ganz gleichgültige und dem Landeigenthümer weder schädlich noch nützliche Sache, da er soviel Steuern als ihm angefodert werden, bezahlen muß, ohne Unterschied, ob der Landesherr von seinen Domänen Steuer bezahlt oder nicht. Denn die *Ausgaben des Staats richten sich nicht nach den Einkünften, sondern die Einkünfte müssen sich nach den Ausgaben richten*, wie in der *Fürstenauischen* Schrift S. 38. zugegeben wird, ein Satz, den der Verfasser des **teutschen Bürgers an einen teutschen Hofmarschall** S. 2. 3. 4. fg. bereits vorgetragen und bewiesen hatte.

Und nun noch den Regenten mit seinen *Regalien* der Steuer-Matrikul und dem *reinen Gewinnstfuß* zu unterwerfen, das lauft auf eben denselben Cirkul hinaus.

Wir haben auch ein ganz neues genau hieher passendes Beyspiel vor uns, bey der östreichischen Dominikalsteuer in Schwaben, wo das Erzhaus verlangt, daß die Schwäbische Reichsstände, die innerhalb des österreichischen Landesbezirks Regalien besitzen, auch von diesen Regalien an das Haus

De-

Oestreich Steuern geben sollen, die eben davon Dominikalsteuern genannt werden.

Ich will dieses nur im Vorbeygehen anführen, ohne daraus einen andern Beweis zu nehmen, als daß das, was in Ansehung der Regalien von beyden streitenden Theilen gesagt wird, keine Spekulation sey, die wieder mit Speculation beantwortet werden müssen, sondern die wirklich praktisch ist und auf jede einzelne Gattung ausgedehnt werden kann.

In der Schrift, die ich vor mir habe, wird eine Stelle des Herrn Dohms S. 10. b. angeführt, daß das Salzregal nothwendig mit einem Monopol unterstüzt werden müsse, weil sonst, wenn nach den übrigen Requisiten des physiokratischen Systems ein ganz freyer Handel zugelassen werden wollte, der Preiß des inländischen Salzes dergestalt fallen müßte, daß das Salzwerk gar nicht mehr gebaut werden könnte, folglich diese Quelle der Einkünfte ganz versiegen müßte, welches denn der Fall wäre, da dem Regenten von seinen Regalien keine Steuern zugemuthet werden könnten. Dieser Satz will damit widerlegt werden, daß, wenn die Quelle nicht so reich ist, um den Unterthanen das Salz in geringern Preiß verschaffen zu können, als sie es in der auswärtigen

Nach-

Nachbarschaft haben mögen, der Fürst doch befugt sey, mit einem andern Landesherrn, der bessere Salzquellen hat, vortheilhafte Lieferungs-Contrakte zu schließen, und damit (wie ich die Stelle verstehe) sein Salzregal auszuüben, folglich auch schuldig sey, dieses Regal zu versteuern. Ich will, ehe ich meine Gedanken darüber sage, in der Ordnung weiter (S. 12. c.) auf die **Post- Münz- und Zoll-Regalien** fortgehen.

Bey dem Postregal ist Herr Dohm der Meynung, daß, weil es bloß zur Bequemlichkeit der Menschen und der Einwohner des Staats erfunden worden, auch diese billig die Kosten tragen sollen, die zur Unterhaltung der Anstalt erforderlich sind. Da nun die Landeigenthümer gleichsam die Repräsentanten oder Generallivranten des Staats in dem physiokratischen System seyn sollen, durch deren Hände alles gehen muß, was über und *unter* der Erde liegt, kriecht, steht, geht, fliegt, was gefahren, getragen und verschiffet wird, so sey es auch billig, daß ihnen diese Kosten erleichtert und sie dadurch in den Stand gesezt werden, ihre Productionen in geringern Preißen zu verkaufen, welches alsdann der Fall wäre, wo der Landesherr von diesem Regal keinen Nuzen zöge, folglich auch keine Steuer davon geben könnte. Allein! die Post so einzurichten, um

diese Erleichterung zu erhalten, dieses Postulat hält Herr Dohm für unmöglich und Herr Fürstenau für möglich.

Hierüber wäre vieles zu sagen. Inzwischen wird folgendes hieher genug seyn.

Wo der Landesherr in seinem Lande das Postregal selbst ausübt und so beobachtet, daß nicht die Postmeister das Publikum in Contribution sezen können, wobey doch der Herr am Schlusse des Jahrs zuschießen muß, sondern daß er einen billigen Gewinn davon zieht, so dient dieser Gewinn dazu, um die Abgaben von dem reinen Gewinn des Landmanns zu vermindern, wenn diese nehmlich nicht nach einem beständigen Fuß, sondern nach der abwechselnden mehrern oder wenigern Bedürfniß des Staats bestimmet und erfodert werden. Wo aber ein Dritter in eines Reichsstandes Land das Postregal exerzirt, da ist derselbe Fall vorhanden, wo der Landesherr wie in Schwaben die Dominikalsteuer fodern kan.

Ich spreche jedoch hier von der nackten Regul; in Teutschland ist sie in jenen Ländern, auf welche ich hier ziele, keinesweges nackt, sondern in so viele Verträge und Servituten eingekleidet, daß alle jene Vortheile, die der fremde Postherr

aus

aus dem Lande ziehet, dafür angesehen werden müssen, als wenn sie der Landesherr zöge, und sie als eine zu seinem Hofstaat unzertrennlich gehörige Ausgabe an den fremden Postherrn bezahlte, mithin kan auch der Gedanke diesen zu besteuern nicht statt finden, es wäre denn, wie Herr Fürstenau S. 15. zu bezielen scheint, daß die gewinnsüchtige **Erhöhung** der Postgelder **impostiret** würden, wenn sie nähmlich nicht abzuschaffen möglich wäre.

Ich glaube aber, daß das *leztere* möglicher sey als das *erstere*; bey dem **erstern** würde der Unfug der Postbedienten gleichsam durch die Quotisation legitimirt werden, welches gegen die guten Sitten stritte, das **leztere** hingegen kommt auf den ernstlichen Willen derjenigen Obrigkeiten an, die in ihren Ländern das Postregal ausüben. Meistens schlagen aber dabey soviel Nebenbetrachtungen ein, die hier nicht am rechten Orte stehen würden, kürzlich jedoch darauf hinauslaufen, daß das Postwesen und der ganze Begriff desselben in den Finanzplan der deutschen Regenten nicht passe, entweder, weil das ganze Personale nach einer eigenen Moral gestimmt ist, wobey das Publikum und die Rentkammiern zufrieden seyn müßen, daß sie ihre Briefe und Gepäcke richtig und unversehrt erhalten, oder fortbringen können, und nicht genöthigt sind, expresse Boten und Fuhren abzuschicken,

unter welcher Betrachtung auch der größte Unfug doch immer noch eine Wohlthat bleibt, oder, weil derjenige Theil der Menschen, der fähig wäre, die Mißbräuche zu rügen und auf ihre Abstellung zu dringen, meistens, wegen der Postfreyheiten, die er geneußt, kein eigen Interesse hat, sich dabey zu bemühen.

Doch eben hier ist der Ort, wo ich glaube, daß eine bessere Einrichtung möglich sey, wenn es den ersten Räthen des Fürsten ein wahrer Ernst ist, in dem Staat Ordnung zu erhalten, damit durch keine fremde Collektation, sie heisse wie sie wolle, das baare Geld verschleppet und das Zirkulationskapital verringert werde.

Was die **Münze** betrift, so nimmt Hr. Fürstenau an, daß sie alsdenn nur einen **wahren** und **gerechten** Gewinn abwerfe, wenn der ausmünzende Staat auf eigenen Bergwerken edle Metalle baut, und daß aller andere Gewinn auf eine Verfälschung hinauslaufe, die dem Unterthanen eben so schwer falle als eine Auflage, welche am Ende doch der Grundeigenthümer allein bezahlen müsse, weil er schlechte Gelder für gute annehmen und sich damit seine Produkten bezahlen lassen muß.

Ich will auf einen Augenblik den lezten Saz von der Verfälschung als richtig annehmen, unge-

geachtet noch eine grosse Klufft zwischen unserm und dem englischen Münzwesen befestigt ist, denn in England wird kein Schlagschaz und kein Münzremedium zugelassen, eben deswegen aber auch keine Exportation von englischen Münzen erlaubt, aber folgt denn daraus, daß eine relative Verfälschung eine wahre Verfälschung sey? Die deutsche Münzgesezze erlauben Schlagschaz und Remedium, folglich sind die Münzen, die nach deutschen Gesezzen gemünzt werden, vielleicht zwar relative auf die englische Gesezze eine Verfälschung, aber nicht auf die deutsche.

Hirsch hat in 9 Folianten ein Münzarchiv geschrieben, und doch kann noch niemand sagen, was eine wahre Münzverfälschung sey, sowohl in den sogenannten correspondirenden als nicht correspondirenden Reichskreisen.

Ich hingegen weiß soviel, daß auf englischen Fuß, das heist aus Patriotismus und auf Kosten der Nation, in Deutschland nirgends (die Harzischen Ausbeutethaler etwan ausgenommen,) gemünzt wird, daß vielmehr in mittelmäsigen Ländern mit Vortheil gemünzet, Tonnen Goldes dabey erübriget, und doch die Münze besser als alle andere Münzen desselben Kreises befunden worden, auch bey der nachherigen allgemeinen Abwürdigung sich im Werth erhalten haben.

Was demnach von diesem Regal der Landesherr gewinnt, das vermindert sein Bedürfnis an Steuern, folglich wird auch verhältnismässig die Abgabe geringer, die er von dem reinen Gewinnst fodern kann, oder, mit andern Worten: es ist nicht nöthig, daß der Landesherr von seinem Münzregal etwas zu den reinen Profitssteuern beytrage, und sich gleichsam selbst bezahle, weil je mehr ihm dieses Regal erträgt, er desto weniger von den Landeigenthümern zu erfodern bedarf, welches auf eben denselben Saz (S. 9.) hinausläuft, daß der Landesherr keine Steuern fodern kann, wenn seine Domänen und Regalien zu deßen Bedürfnissen hinreichen.

Bey den Zöllen glaubt Herr Fürstenau, daß diese deswegen leicht abgeschafft werden könnten, ohne daß die Kammern darunter litten, weil nach abgeschafften Zöllen die Waaren um soviel wohlfeiler werden, folglich die Hofhaltungen der Fürsten durch den wohlfeilem Einkauf ihrer Bedürfnisse das wieder gewinnen würden, was sie durch die abgeschafte Zölle verlieren, vielleicht auch noch durch die Vermehrung des reinen Gewinnsts, und der Steuer davon für die Kammern. Diese Ursachen sind in der Schrift nicht deutlich ausgedrukt, ich vermuthe sie aber, weil ich keine andere finden kan.

Herr Dohm hat schon (S. 13.) ein schweres Problem darauf gelegt, daß der König von Dänemark 5. Tonnen Goldes Sundzoll verlieren würde, den die Bauern und Grundeigenthümer schwerlich bezahlen dürften; ich finde es hier noch nicht aufgelößt. Am wenigsten ist mir deutlich, was die durch die gänzliche Abschaffung der Zölle beförderte freye Ein- Aus- und Durchfuhr, wegen der Verzehrung der Fuhrleute, dem Lande für eine Entschädigung der *aufgehobenen Zölle* geben soll.

Es ist nicht zu läugnen, daß wir gewisse Länder haben, die sich, der Unfruchtbarkeit ihres Bodens ungeachtet, durch die Industrie und Gewerbsamkeit ihrer Einwohner dergestalt über ihre Nachbarn hinaufgeschwungen haben, daß diese, bey aller natürlichen Fruchtbarkeit ihres Bodens, ohne jene doch wie die Tatarn und Kalmuken in Hoorden elend und einfach dahin leben würden.

Ich will nichts nennen; wer mit Deutschland einigermaaßen bekannt ist, dem wird dieses, was ich hier sage ganz helle seyn. Man nehme A. für ein solches, tatarisches, und B. für ein benachbartes industrioses Land an, welches bishero noch eben dadurch einigen Zufluß in der Nahrung hatte, daß der Fuhrmann aus Furcht in Strafe zu verfallen, nicht neben den Städten und Dörfern vor-

beyfahren konnte, sondern Zoll geben muste, und bey dieser Gelegenheit sich verweilte, um zu füttern und zu zehren, auch wohl Wagen und Geschirr, das in den schlechten Strassen verdorben worden, ausbessern zu lassen. Dieses Land B. wird nun nach aufgehobenen Zoll ganz öde; alle Fuhrleute scheuen und fliehen es, die Reisenden eilen über die schmalen Gränzen weg, wie über Eiß, um in das nächste bessere Land A. zu kommen; in diesem müssen sie nun doppelt für Zehrung und Arbeitslohn bezahlen, was sie an Zöllen erspahren. Sie zahlen es aber doch *lieber als den Zoll.* Dieses einzelne Land würde dabey gewinnen, an dieses würden die Zölle aus den Ländern B. unwiederbringlich für den Fürsten verloren gehen.

Noch könnte eine Ausnahme gelten, wann A. und B. einem und demselben Regenten unterworfen wären, ein Fall, der sich zuträgt, bey weltlichen Regenten durch Erbfälle, und bey geistlichen durch die Wahl, da etwan ein Land industrioser wäre als das andere, folglich im Ganzen der Regente nichts verlöre, wenn die Nahrung aus A. nach B. sich ziehet. Aber die Fälle sind selten; vielmehr tritt bey allen dergleichen Finanzprojekten die wichtige und von allen andern Staaten der ganzen Welt unterscheidende Beobachtung ein, daß Deutschland, welches zwar nur einen Kayser hat, und denselben

ben unter dem Nahmen Joseph allgemein verehrt, doch aus mehr als 300. und, die Ritterschaften mit eingerechnet, aus mehr als 600 Vaterländern bestehet, davon ein jedes in Ansehung der Finanzen und der Commerzienverhältniße das andere für fremd betrachtet.

Wann also auch das Physiokratische System in einem, in zwey, in 10 Ländern Geschmack finden und eingeführt werden sollte, so würde daraus doch *immer noch keine Verbindung* für die *übrigen 590. folgen, ihre Zölle,* die sie zumal für *grosse Vorrechte ansehen,* dahin zu *schenken,* und weder Vergeltung noch Dank dafür zu haben.

So wenig nun dem Landgutsbesitzer zugemuthet werden kann, dem Landesherrn die aufgehobene Zölle, wie Herr Dohm sehr richtig bemerket, zu ersetzen, die der Fremde bezahlt haben würde, dem Landgutsbesitzer aber nie entrichten wird, so bald er zum Lande *hinausgekommen*, eben so wenig kan dem Landesherrn, der keinen Sinn dazu hat, seine Zölle aufzuheben, zugemuthet werden, diese Zölle zu versteuern; sie sind selbst Steuer; je mehr er deren erhält, je weniger Zuschuß bedarf er.

Ich weiß wohl, daß in einzelnen Fällen der Landesherr selbst seiner eigenen Contribution sich unterwirft; allein! das hat ganz andere hieher nicht gehö-

 rige

rige Ursachen, die sich entweder auf eine Controll des Rechners beziehen, damit dieser nicht Gelegenheit bekomme, unter dem Vorwand der Exemption Misbräuche zu begehen, oder auch um dem Publikum zum Anfang einer neuen Auflage, z. E. bey neugebauten Straßen oder Brüken, einen milden Eindruk zu machen.

Was von den Zöllen gilt, das gilt auch vom Salzhandel, davon ich oben meine Gedanken bis hieher ausgesezt, da Herr Dohm (S. 18. d.) auf die fürstlichen Monopolien kommt.

Ob es nach sichern Grundsätzen der Regierungskunst gut und löblich sey, daß ein Fürst mit Rhabarber, mit Grapp, mit Tabak ꝛc. allein handle? davon ist hier nicht die Frage. Sonst bin ich mit der bejahenden Antwort schon bereit, jedoch mit der Einschränkung, daß Unterthanen, die vorher schon dieses Gewerb getrieben haben, davon nicht abgetrieben, oder doch entschädiget werden; denn wie viele Anstalten und Fabriken gibt es nicht, die ohne ein grosses Kapital nicht unternommen werden können, das der gemeine Bürger nicht hat. Und die Erfahrung fast aller deutschen Länder hat genugsam gelehrt, in welche grosse Verlusts die Kammern der Fürsten durch einzelne Unternehmer und Fabrikanten gestürzet worden, die mit aufge-

lie-

liehenen Geldern angefangen und mit Umsturz aufgehört haben.

Zu ganz neuen Fabriken gehören auch mislungene Versuche, die zwar der Landesherr, nicht aber der Bürger ertragen kan; diese und noch viele andere Gründe haben vorlängst den Saz festgestellt, daß es nicht nur dem Landsherrn erlaubt sey, sondern sogar obliege, mit Unternehmung allerley Fabriken oder Culturen neuer Artikel seinen Unterthanen vorzuleuchten, sie mit den Geschäften bekannt zu machen, die ärmern dabey in Verdienst zu sezen, und nach Verlauf einiger Jahre denen, die sich legitimiren, die Unternehmung ohne Unterbrechung fortführen zu können, sie unter milden Bedingungen zu überlaßen.

Diese **Legitimation** scheint Herr Fürstenau nicht zu fodern, ich halte sie aber für so wesentlich, daß ohne diese die Ueberlassung einer solchen Unternehmung aus den Händen des Regenten eine unverantwortliche Sache sey, wo die Kammer und das Publikum einer grossen Gefahr ausgesezet werden. Es klingt hart in den Ohren, das ist nicht zu läugnen, der Landesherr braut Bier, spinnt Tobak, bereitet Grapp, Waid, webt Leinwand, mahlt Früchte ꝛc. wann die diesen Gewerbsarten zugethane Bürger darüber klagen. Man vergleicht aber diese Klagen nicht mit den vorigen Klagen des grös-

sern Theils der Einwohner und der Fremden, ehe der Fürst seine Fabriken angelegt hatte, da von allen jenen Bedürfnißen entweder gar nichts zu finden, oder was es auch gewesen, schlecht und unbrauchbar war.

Wenn nun solche Monopolien, so lange sie in den Händen der Fürsten sind, mit Vortheil getrieben werden, so sind sie eben das, was die Domänen sind, die dem Fürsten eine Einnahme verschaffen, ohne welche um soviel mehr Steuern ausgeschrieben werden müßten.

Was gegen die **Consumtions-Accise** und den **Papierstempel** gesagt wird, daß sie wesentliche Fehler haben, wenn sie schon einen grossen Theil ihres Ertrags auch von Fremden, die keine Unterthanen sind, beyziehen, das zeugt von des Herrn **Fürstenau** Gesinnung gegen die Accise, nicht aber von einer entschiedenen Wahrheit, daß die Vermögenssteuer besser sey als die Accise; und sie wird noch lang unentschieden bleiben, soviel auch darüber geschrieben, bewiesen und controversirt worden.

Ich kan nur so viel aus Erfahrung sagen, daß in den Ländern, wo die Accise eingeführt ist, eben soviel Schwürigkeiten zu überwinden sind, um die Vermögensteur dagegen einzuführen, als in den Ländern wo die Vermögensteur schon ein-

ge-

geführt ist, sie abzuschaffen und mit der Accise zu verwechslen.

Welche von beyden Arten der Kammer des Regenten nüzlicher und dem Land erträglicher sey, das ist eben so schwehr zu entscheiden, wann überall die Sache nach richtigen Grundsäzen angegriffen und die Hebung darnach veranstaltet wird.

Auflagen haben noch nie den fleißigen Unterthan arm gemacht, der Faule aber verdirbt bey den geringen wie bey den schweren Auflagen. Der freye Holländer ist der sinnlichste Beweis davon. Seine Auflagen die er an den Staat bezalt, übertreffen bei weitem die Auflagen des Musulmanns in Konstantinopel. Der fleißige Unterthan empfindet wohl selbst, ohne mathematische Untersuchung, ob ihm seine Auflagen zu schwehr sind, und nur eine tiranische Regierung, die wir doch in Deutschland nirgends haben, läßt den Unterthan, der in solchen Fällen Erleichterung sucht, hilflos. Doch darauf kommt es hier nicht eigentlich an, sondern darauf, daß es unbillig seyn würde, die Accis und den Stempel abzuschaffen, und dem Landeigenthümer aufzulegen, weil soviel Fremde dazu beitragen, an welche der Landeigenthümer gar keinen Regreß hat.

Ich finde nicht nur diesen Grund wichtig, sondern auch wiederum die Haubtursach von gleicher Stärke wie bey den übrigen Domänen- und Regalien-Artikeln, weil Alles, was der Herr durch andere Auflagen, die nicht mit dem Landbau zusammenhangen, gewinnt, sein Bedürfniß im Ganzen um so viel vermindert.

(Der Beschluß im dritten Heft gegenwärtigen Bands.)

Ueber
den Gedanken des Abbt Raynal.

Ein Schriftsteller, der ein sehr schönes Werk über den Ursprung des Handels der Europäer in beyden Indien, über das Interesse der Völker, und die Natur der Staaten geschrieben; der ein anderes über die Geschichte von Nordamerika schreiben will; kurz einer von den Lieblingsschriftstellern der heutigen Periode, kommt auf den Einfall auf seine eigenen Kosten einen Obelisk aus Granit auf derselben Stelle zu errichten, wo die Schweizer ihren ersten Bund für Freiheit und Vaterland beschwohren haben.

Des Tirannenjochs müde entwerfen im Jahr 1315 drey Bürger, **Werner von Stauffacher, Walther Fürst,** und **Arnold von Melchthal,** auf einer Wiese, Imgürttlin genannt, in der Pfarre Bawen, jenen Bund zwischen den Kantons Schweiz, Uri und Unterwalden, welcher der Grundstein der nachherigen Staatsverfassung der Schweiz wurde.

Der

Der berühmte Abbt Raynal, ein gebohrner Franzoß, der mit der Schweiz in keiner andern Verbindung stehet, als wie ein jeder Weltbürger, der aber in allen seinen Werken einen Vorhang zur Freiheit und zur republikanischen Regierung athmet, schreibt an den Landmann zu Uri; und bittet um die Erlaubniß, eine Säule nach der Zeichnung Herrn Putschet eines Luzernischen Baumeisters, zum Gedächtniß dieser Begebenheit auf derselben Stelle zu stiften.

Ists die Staatsverfassung, oder die Freiheit, welcher dieses Monument gelten soll?

In Ansehn der ersten erklärt sich der Abbt Raynal „daß die Staatsverfassung der Schweizer die weiseste unter allen modernen Verfassungen, und die erleuchteste sey, die sich ein Volk selbst geben könne.„ Dieser Karakter scheint eine Ehrensäule werth zu seyn.

Was die zwote betrift: so gebe ich folgenden Begrif von einer wahren Staatsfreiheit. Vollkommene Sicherheit der Person, des Eigenthums und der Handlungen; Freiheit zu denken, zu reden und zu schreiben, wann es der Fall erfodert, zum Organ der Nation zudienen; Keinen andern Herrn haben, als das Vaterland; Keinen andern Richter als das Gesezz; An den Berathschlagungen über

das



das öfentliche Beste unmittelbaren Antheil haben; Im Fall, wo es um Leben und Tod gehet, von Niemand beurtheilt zu werden, als von Seines-gleichen: In Gewissenssachen zu denken, und von einer Religion zu seyn, wie man will.

Man vergleiche dieses Modell mit dem Verhältniße der Schweiz; und man schließe, ob die Freiheit in den Alpen einer Denksäule würdig sey.

Toi-



Toilettspiegel.

Eine von denjenigen Schriften, die dem Ruhm dieses Jahrzehnds abgehen, müste seyn — **philosophischer Versuch über das Frauenzimmer.**

Daß wir eine Menge Schriften haben, die die Geschichte des schönen Geschlechts abzuhandlen prätendiren, das weiß man schon. Aber die eine Helfte derselben hat den Fehler des Partheischen, die andere den Fehler der Pedanterey. Sie sind gröstentheils von Mannsbildern geschrieben. Ihr Karakter ist entweder Lobrede oder Satire. Im Ganzen sind sie mehr nicht als eine Sammlung von Gemeinpläzen.

Das Werk, welches ich wünsche, müste vom Geist der Wahrheit beseelt; es müste mit der Tinte eines Montagne oder eines Hamilton geschrieben, und der Verfasser ein Hermafrodit seyn.

Das Weib ist insgemein von einem schwächern und feinern Gliederbau als der Mann. Ihr Blut ist flüchtiger, liquider: ihr Fleisch zärter

ter und weicher: ihre Nerfen sind weniger gespannt, und ihre Muskeln weder so fest noch so zahlreich wie beym Mann. Diß der physische Karakter, der ihr Geschlecht auf der ganzen Erde unterscheidet, und woran man es von den Lappländerinin an bis an die Negressen in Guinea kennt.

Dieses Temperament, welches sie unter die Männer zu erniedrigen scheint, ist von der Natur durch Schönheit und Reize — und vielleicht durch ein edleres *Gefühl und eine feinere Vernunft — vergüthet worden.* Wann die Stärke auf der Seite des Mannes ein Vorzug ist: so wird auf der Seite des weiblichen Geschlechts durch die Schönheit das Gleichgewicht wiederhergestellt.

Den Karakter der Schönheit zu zeichnen, die Linien derselben auszumessen, ihren Umfang zu bestimmen, würde für die Feder eines gemeinen Schriftstellers ein allzuverwegenes Unternehmen seyn.

Celle qui veut paroir des belles la plus belle
Ces dix fois trois beautés, trois longs, trois courts, trois blancs,
Trois rouges, et trois noires, trois petites et trois grands
Trois estroits et trois gros, trois menus soient en elle.

Welche die Schönste unter den Schönen seyn will,
Die muß zehnmal drey Schönheiten haben: nemlich
drey Dinge lang, drey kurz, drey weiß,
Drey roth, drey schwarz, drey klein, drey groß,
Drey eng, drey weit, drey geschmeidig.

Ich breche ab, das Räthsel zu vollenden, um den Stuzern das Vergnügen zu lassen, ihren Schönen die Erklärung davon zu machen.

*Ists möglich, daß man einst die Frage auf*werfen konnte: ob das Frauenzimmer eine Seele hätte? Gleichwol geschah diß. Freilich wars nicht im Jahrhundert der Cicerone, des Plato, der Horaze und der Anakreons. Diese Frage war der höchste Unsinn der Schulfüchserey: und sie war ausdrücklich für die wälsche Schule der fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte aufgehoben.

Mit welchem Mitleid muß man es ansehen, daß die Ausschweifung soweit getrieben wurde, daß man ein eigenes Conzil *) hielt, um zu untersuchen: ob die Weiber auch eine menschliche Natur hätten? Diejenigen, welche auf der Gegenparthey waren, beriefen sich auf eine Stelle im Aristot, wo gesagt seyn soll: daß die Natur nicht eher

*) Zu Mazon.

eher ein Weib bilde, als wann sie wegen der Unvollkommenheit der Materie nicht zu einer bessern Schöpfung gelangen könne. Aristot konnte nicht unglüklicher seyn, als eine solche Thorheit zu sagen, und nicht härter dafür gestraft werden, als in die Hände dergleichen Auslegere zu fallen.

Dieses ungereimte Gewäsch unterhielt eine der ehrwürdigsten und ernsthaftesten Versammlungen der Welt über drey Monat lang. Will man mehr, um die Verwirrung der Leidenschaften und um die Widersprüche des menschlichen Geists einzusehen, als das: während die Vätere zu Mazon versammelt waren, um zu fragen: ob dem weiblichen Geschlecht eine menschliche Natur zukäme, so rief man auf einer andern Seite ein Frauenzimmer für den heiligen Geist selbst aus. Man weiß, daß die Böhmin Guillemer eine eigene Sekte stiftete, und daß der Glaube an die Göttlichkeit dieses Weibs zur Religion eines gewissen Zeitalters wurd.

Vielleicht wars die leztere Parthey, die der Wahrheit näher kam. Es scheint, daß etwas Himmlisches in der weiblichen Natur sey, wann man betrachtet, daß der Zwek ihrer Schöpfung gewiß kein anderer war, als um dem männlichen Geschlecht eine Wohlthat zu erweisen.

Die Alten, welche gewiß im Kapitel der Einsichten und der Philosophie bessere Kenner waren, als wir, übertrafen unsere Entscheidung hierüber unendlich. Sie waren von der Wahrheit, daß man den Gaben des Glüks und des Körpers eine Ehrerbietung schuldig sey, so sehr überzeugt, daß sie eigene Schönheitsgerichte aufrichteten, und der Gottheit der weiblichen Reize einen Tempel zu Lesbos weiheten.

Dieser Karakter des Himmlischen zeigt sich auf ihrer sittlichen Seite noch mehr. Ihr *Heldenmut*, *ihre Treue in der Freundschaft*, ihr zartes Gefül für die Liebe, in welchen drey Punkten sie die Männer übertreffen, sind allzu lebhafte Beweise eines höhern Ursprungs.

Vielleicht war das schöne Geschlecht nicht immer der unterdrükte Theil. Der Grundsaz

> du coté de la barbe eſt la Toute-puissance
>
> Auf der Seite des Barts ist das Recht der Alleinherrschaft.
>
> Die Weiberschule. 3 Akt.

scheint sich erst mit dem Begrif der Gesezzgebung in die menschliche Gesellschaft eingeschlichen zu haben. Wenigstens weiß man, daß jene grausamen

und

und tollkühnen Gesezze der Römer gegen das weibliche Geschlecht, worüber wir erröthen, von den spätern und unrühmlichern Zeiten der Republik, gerade da, wo der Fall Roms anhebt, sich datiren.

Diese Gesezze sind so abscheulich und so unnatürlich, daß man kaum glauben kan, daß eines davon in Erfüllung kam. Vermög derselben konnte man in vier Fällen seine Frau mit eigener Hand tödten. *) Ists der Kodex der Tiger und der Geyer, wovon man spricht, oder der Kodex vernünftiger Menschen? Man siehet, daß eben derselbe Geist, welcher die Gesezze der bürgerlichen Verfassung diktirte, auch die Unterwürfigkeit des weiblichen Geschlechts erfand: nehmlich das Recht des Stärkern.

Dieser fatale Grundsaz ists, dem du es zuschreiben must, holdes Geschlecht, daß die Unterwürfigkeit der Frau ein Theil der Pflichten worden ist, welche der Ehrgeiz der Männer erzwungen hat, um die Huldigung auszudrüken

*) Wann ich mich nicht irre: so sinds folgende. 1. Betrunkenheit: 2. falsche Schlüssel: 3. Ehebruch: 4. Kinderunterschieben.

pour son mari, son chef, son seigneur
et son maitre

Für denjenigen, der sich ihren Mann, ihren Gebieter, ihren Herrscher, ihren Tirannen nennt.

Weiberschul. 3ter Akt.

Wie sich diese Tirannen mit dem Verhältniß der Natur und der Verdienste vertrage, das will ich eben nicht untersuchen. Inzwischen sagt man, daß das Zepter mittelbarerweis gleichwol auf der Seite des Frauenvolks sey.

Durch Bitten herrscht das Weib, und
durch Befehl der Mann:
Die Erste wann sie will, der Andere,
wenn er kan.

Wann diß ist, so frage ich, welche Herrschaft ist edler und rühmlicher, wann man durch die sanften Bande der Ueberredung, der Liebe und der Reize zu herrschen weiß, als durch Gewalt?

Es liegt in jenem Instinkt des menschlichen Geists, den man Naivetät nennt, eine gewisse, geheime Gewalt, die unwiderstehbar ist, und wovon man die Ursache nicht ausdrüken kan. Dieser Instinkt ist ein Vorzug des weiblichen Naturells.

Die

Die Geschichte erzält hievon eine so sonderbare Anecdote, daß man sie entweder nicht wissen, oder die Regeln einer guten Wahl nicht kennen müßte, wenn man sie nicht anführen sollte. Bei der Belagerung des Herzogs von Benevent durch eine griechische Armee, fielen dem Kommandanten, Marquis von Spoleto, bey einem Ausfall einige Kriegsgefangene in die Hände. Er lies sie kastriren, und schikte sie zum Spott ins griechische Lager zurük. Mit anbrechendem Tag lies sich ein Frauenzimmer bei ihm melden. Sie warf sich ihm zu Füßen. „Gnädiger Herr, hier sehen sie eine Griechin. Erlauben sie, daß ich ihnen im Nahmen aller meiner Landsmänninin vorstelle, daß wir nicht geglaubt hätten, daß ein so edler Held seine Waffen gegen das Frauenzimmer kehren würde. Wann sie unsere Männer verstümmlen: so rächen sie sich nicht an ihren Gegnern, sondern an uns. Die Griechen haben Augen, Nasen, Hände, Füße: diß ist ein Gut, worüber ihnen die Kriegsräson und wir ein Recht einräumen. Nehmen sie es, wann sich unsere Männer dessen unwürdig machen: lassen sie uns aber Das, was uns gehört.„ Der Marquis von Spoleto ward betroffen: er gestand die Richtigkeit der Betrachtung. Von nun an wurde kein Griech mehr beschimpft.

Hier ist ein auffallendes Beyspiel von der Superiorität des weiblichen Geists.

Artemisia, Semiramis, Penthasilea, Tomiris — wenn es gewis ist, daß sie jemals vorhanden waren — Margaretha von Anjou, Blanca von Castilien, Elisbeth Tudor, Marie-Therese; und von der andern Seite Sappho, Aspasia, das ganze Haus Gonzaga *), die Herzogin von Mazarin, Ninon Lenclos sind ungefähr die berühmtesten Karaktere in den Annalen des schönen Geschlechts.

Um kurz zu seyn, will ich ein einiges Beyspiel ausheben. Es sey Hypathie.

Die Tochter Theons, eines Bürgers zu Alexandria, war Hypathie. Um ihr Bild zu entwerfen, soll mir der **Mahler** der Grazien seinen Pinsel leihen. Niemal ist sie getreuer geschildert worden.

Sie war das allerbeste Mädchen
Im ganzen Land, ein Ebenbild der Unschuld.
Ihr Aug verrieth dem ersten Blik die Seele.
Aus jeder Miene leuchtet eine Tugend.
Der Morgenrosen frische Anmuth floß
Die Glieder um: die, wie ein stolzer Marmor,
Dem Phidias des Lebens Mienen gab,

Im

*) Insbesondere Cäcilia, Isabella die göttliche genannt, Eleonora, Julia, Lucretia.

Im schönsten Ebenmaaß harmonisch prangten.
Wie unter lieblich sittsamen Violen
Die Lilie prächtig glänzt, wie unter Palmen
Die königliche Ceder steigt, so war
Im bunten Reyhen blühender Gespielen
Hypathie schöner als ein Tag im May.

Niemals hat die Natur mehr Reize und mehr Gaben in einem einigen Geschöpfe verschwendet. **Hypathie** war nicht nur das schönste, sondern auch das geistvolleste und tugendhafteste Frauenzimmer in Griechenland, *wohin sie mit ihrem Vater auf einige Zeit zog.* Sie war ein Phänomen ihres Geschlechts.

Zwar ihres Leibes Reizungen zu mahlen
Leiht die Natur noch Farben. Aber
Der Seele reine nie beflekte Unschuld
Wird viel zu schwach dem Silberglanz der Lilie,
Und ihrer Tugend himmlischer Geruch
Der Atmosphär um Hyblens Höh verglichen.

Ungeachtet auf tausend Meilen im Bezirk ihr kein Frauenzimmer an Schönheit gleich: so übertraf sie in der Tugend ihr ganzes Geschlecht. Vor ihrem Blik verstummte der Neid, und auch die frechste Lästersucht muste in ihrer Gegenwart erröthen. Der Ruhm ihrer Unschuld zog das Volk aus den entferntesten Ecken herbey, sie zu bewun-

 dern.

dern. Man sah zu Athen und Alexandria Fremdlinge aus allen Theilen Europens und Asiens, welche hergereißt waren, Hypathien zu sehen.

Dieser Schimmer wurde noch insbesondere durch eine Vollkommenheit des Geists erhoben, die ihr alle Menschen, welche sie hörten, unterwarf, und sie zum Wunder ihres Jahrhunderts machte.

Schon durch die Erziehung hatte sie einen guten Grund zu den Studien gelegt. Ihre aufgeklärte und edle Seele hatte sie frühe in die Bekanntschaft der Grazien und der Musen geführt. Diese Gaben bildete sie in der Folge so aus, daß sie die größten und berühmtesten Weltweisen ihrer Zeit beschämte. Sie lernte anfänglich die Mathematik, hierauf führte sie ihr Hang zur Redkunst. Diese führte sie auf eine sehr glänzende Stufe.

Von ihrem Mund floß, wie vom Honigbach
Aus Marmorklippen rinnt, die süße Rede.

Zulezt verliebte sie sich in die Philosophie, worinn sie es so weit brachte, daß sie die Lehrbegrife Aristot'ѕ und Plato völlig einsahe, und eines der Häubter der sogenanten eklektischen Schule wurde: einer gewissen gelehrten Akademie, die damals sehr in der Mode war, und die sich in der Geschichte

lange Zeit einen nicht unrühmlichen Nahmen erworben hat.

Der Zwek dieser Schule war eigentlich, aus den vorhandenen vielen zerrütteten philosophischen Lehrsystemen den Geist zu filtriren, und sie, die mit einander im Widerspruch lagen, auf so wenig mögliche wahre Grundsäze zu reduziren. Man siehet, daß dieses kein leichtes Studium war. Gleichwol erwarb sich die Tochter Theons hierinn solche Verdienste, die sie *bey der Nachwelt an die Spize der Coriphäen dieser gelehrten Sekte sezten.*

So sehr sie die Vorzüge der Schönheit, des Ruhms und selbst des Reichthums, denn ihr Vater war ein wohlhabender Mann; einzuladen schienen, sich der Annehmlichkeiten des öfentlichen Lebens zu bedienen, und den Genuß desselben als einen Tribut zu betrachten, womit das Glük ihre Geburt begleitet hatte: so zog **Hypathie** die Eingezogenheit vor.

Stets war ihr angenehmster Aufenthalt
Ein wäßricht Tahl, ein melancholscher Hayn,
Wo sie bald in der einsamen Gesellschaft
Von göttlichen Poeten jene Zeiten
Der Freiheit und der Tugend freudig grüßte:
Bald unter einer selbgewachsnen Laube
Sich in Betrachtungen verlor.

In

In der That stimmen alle Geschichtschreibere, sowol auf der christlichen als heidnischen Seite zusamm, daß Hypathie das vollkommenste Muster der Weisheit und der Tugend war.

Ihr Leben war Zufriedenheit und Unschuld.
Im Arm der Weisheit und der Tugend
Genoß sie sorgenfrey und ohne Gram
Die schönste Jugend — unbewußt, o Gott!
Wie bald sie welken würde.

Ja, man wird versucht, die Vorsicht zu tadlen, daß sie nicht mehr Sorge trug, dieses Meisterstük ihrer Weisheit zu erhalten, wenn man das schaudernde Ende Hypathiens vernimmt.

Einer derjenigen Satans, die die Hölle zuweilen ausspeyt, um sich ihrer Exkremente zu entledigen, fuhr in den Körper des Patriarchen zu Alexandria. Hochmut und Unwissenheit machten ihn zum boßhaftesten Pfaffen, den es jemals gab; zum Verfolger der Verdienste, zum Neider der Wissenschaft, zum Kezerrichter, zum Feind des menschlichen Geschlechts.

Auf sein Anstiften überfiel ein aufrührischer Pöbel eines Tags die jüdische Synagoge zu Alexandria, und stellte eine Massacre an, die ungefähr der Bartholomäusnacht gleicht. Der Statthalter zu Alexandria eilte mit der Wache herbey, um



Ordnung zu stiften und der Polizey Ehrfurcht zu schaffen.

Der verruchte Mönch war kühn genug, ein Heer Pfaffen aus den Klöstern des Bergs Nitria zu versammlen und dem Statthalter entgegen zu gehen. Die Hölle schien empört zu seyn. Keine Wuth, keine Gewaltthat ist, die sich das schwarze Volk nicht erlaubte. Der würdige Statthalter bekam einen Wurf mit einem Stein an den Kopf, der ihn blutend zur Erde stürzte.

Dieser Zufall war den Pfaffen ein Signal alle Schranken entzweyzubrechen. Der niederträchtige Patriarch, dem der Ruhm und die Tugend Hypathiens längst ein Dorn in den Augen war, an dem er heimlich litte, benuzte die ausgelassene Neigung des Pöbels: er verfolgte seinen Sieg bis in die Gasse, wo die Eklektiker wohnten. Hier gab er einem Abbee, der den Soufleur bisher bei ihm gemacht hatte, und bey dieser Unternehmung Adjutantendienst versah, einen Wink. Der Abbee erbrach an der Spize eines halben Duzend Lotterbuben die Hausthüre, riß das unschuldige Mädchen bey den Haaren auf die Strasse, von da in die Kirche der Cäsareer. Hier massacrirte er sie mit ungefähr dreissig Lanzenstichen, und zerhieb ihren Körper in Glieder. Nach die-

ser

ser vortreflichen That begab er sich wieder ins Haus Hypathiens zurük, beraubte dasselbe, und stekte die schönsten Sachen, die er auf ihrem Nachttisch fand, bey sich.

Diese traurige Geschichte ist aus dem fünften Jahrhundert: nehmlich vom Jahr 415 des Christenthums, während der Regierung Theodos' des jüngern.

Niemals hat das schöne Geschlecht dem Publikum ein grösseres Opfer gebracht. Um die Anzahl seiner Vorzüge in *Einer Summe* auszudrüken, hat es mehr nicht nötig, als *Hypathie* zu nennen.

Sollte man sich, nach ähnlichen Zügen, noch unterstehen dörfen, von den Unvollkommenheiten der weiblichen Natur zu sprechen? Wann es die Ehrerbietung, die man dem schönen Geschlecht schuldig ist, erlaubt, zu glauben, daß es welche giebt: so erfodert die Gerechtigkeit wenigstens einzugestehen, daß sie nur leicht, daß es solche sind, wie sie von der Kondition gefallener Engel unzertrennlich.

Da sie ihr schwächerer Gliederbau und ihre empfindsamere Seele zu merkwürdigen Gewaltthaten unfähig macht: so sind Verbrechen und Laster

ster unter ihnen seltner. Diese Betrachtung ist so bewährt, daß die Polizey unter ihren Opfern immer fünfzig Mannspersonen gegen Ein Weibsbild zählt.

Wann sie Fehler haben: so sind sie von einem weit sanftern Ursprung, als die unsrigen. Vielleicht nennt man alle Schwachheiten des weiblichen Bluts, wenn man die Eifersucht nennt.

Ich würde mich nicht unterstehen, hievon etwas zu gedenken, wann nicht der Archivar ihres Geschlechts, Ovid, durch seinen Vorgang mich entschuldigte. Es ist merkwürdig, daß er dem Hochzeitgott einen safrangelben Rock giebt *)

In der That Alles, warum ich sie bitten würde, wenn ich mir den Stolz anmaßen dörfte, der Dollmetsch meines Geschlechts zu seyn, das bestünde darinn, daß sie sich bemühen möchten, diesen Flek zu verwischen. Er ist allzuunwürdig, ihre schöne Seele zu trüben. Verdruß und Argwohn sollte niemals in ein himmlisches Gemüt kommen. Der Haß sollte sich niemals einer

See-

*) — — — Croces velatus amictu. — Sollte der Safran nicht die Farbe der Eifersucht und des Eheverdrusses andeuten?

Seele bemächtigen dörfen, welcher die Großmut anbestimmt ist.

Vielleicht würde die Auswurzlung dieser Leidenschaft kein so unmögliches Unternehmen seyn, wenn es ihnen beliebte, die Ressourcen zu untersuchen, die die Vernunft, und selbst das Herz, darwider im Vorrath haben.

Die Liebe giebt diesem Fehler keinen Beifall.

An Frauen die ihr Hohn gesprochen
Hat sie noch stets ihr eigenes Herz gerochen.

Ein Ausbruch der Eifersucht wars, der einst zu Lemnos verursachte, daß alle Frauen miteinander einverstanden ihre Männer ermordeten. Man beschloß, zum Siegel dieser Rache, künftig ohne Männer zu leben. Eine Schöne, Nahmens Hypsipile wurde zur Königin dieses reizenden Reichs ernennt. Der Zufall führte die Argonauten, diese berühmten Ebentheurer, auf die Insel Lemnos. Nun fühlten die Frauen die Schwäche ihres Entwurfs. Die Liebe rächte sich; und die Königin war die erste, die sich glüklich genug fand, ihre Krone mit dem Anführer, Jason, zu theilen.



Unendliche weitere Züge zu einem philosophischen Versuch über das schöne Geschlecht müßte die Geschichte des Lebens freywillig anbieten. Ich breche die Materie ab, um nicht gelehrt zu seyn. Vielleicht habe ich schon bereits mehr radotirt, als mir bey dem verehrenswürdigen Theil, dem ich dieses Stük widme, Beyfall erwerben kan.

Der ehrliche Staatsverräther.

„Zu Rom würde der Verfasser confiscirt. Zu Napel würde man ihn auf die Galeere schicken. Zu Venedig würde er in einen Sak genähet und in Kanal versenkt. In Wien würde er gespießt. Zu Berlin käm er auf ewig nach Spandau. Zu Madrit fiel er in die Hände der Inquisition. Zu Paris müßte er den Pranger zieren, und nach Martinique wandern. Zu Petersburg käm er auf den Zobelfang. In der Schweiz würde ihm der Kopf abgehauen. Zu London würde sein Werk gut verkauft.„

In diesen Wortten ziehet ein — gewißes — pittoreskes — groteskes — berüchtigtes — kurz zu jenen Schriften, die man nur bey halbem Licht zu lesen pflegt, gehöriges Werk seinen eigenen Horoskop.

Sollte man sie nicht a propos vom Herrn Necker und seinem Compte rendu brauchen können? Wer die Policey der europäischen Kabinete kennt, der verstehet mich. An dieser merkwürdigen Ur-

kun-

kunde ist vielleicht nicht ihr Innhalt das Interessanteste, als vielmehr ihre Existenz. Einen Punkt, der bisher unter die wichtigsten Staatsgeheimniße gezält wurde, der öfentlichen Einsicht darstellen; die Ressorts der Regierung dreuste enthüllen; dasjenige Geheimniß, worauf man am eifersüchtigsten unter allen zu seyn schien, ungestraft aufdecken: diß ist eine ganz neue Erscheinung in der Politik.

Lasset uns Nichts von den Wirkungen dieses ausserordentlichen Schritts reden: ich bin überzeugt, daß kein Kabinet in Europa sie so, wie sie ausschlugen, vermuthet hätte. Dieser Schritt erwirbt seinem Urheber unsterblichen Ruhm. Er beschämt die Regierungskunst der bisherigen Zeiten, indem er ihr zeigt, wie falsch die Politik war, dem Publikum die wahre Lage des Staats vorzuenthalten.

Er dient den Polizeybeamten und ihren Mouchen zur Verzweiflung.

Nunmehr wirds bald kein Verbrechen mehr seyn, geheime Zeitungen zu lesen; oder es wird vielmehr keine mehr geben. Man wird nicht auf die Vestung wandern müssen, weil man die Staatstabelle eingesehen hat; und man wird nicht aus dem Land verwiesen werden, weil man den General-Kriegs-Etat besas.

Die Politik des Herrn Necker macht also eine Epoche. In dieser Ansicht verdients, daß man folgende Anecdote anführte. Man kan die Züge zur Geschichte eines großen Mannes nicht fleißig genug sammlen.

Man erinnert sich des bekannten Couplets, welches bey der Erhebung Herrn Neckers umflatterte.

De ton choix, ô Necker, le devôt allarmé
Crie en vain: „quel ſcandale énorme!
„Pour regir ſon tréſor, quoi! LOVIS a nommé
„Un *enfant de Geneve*, *un maudit* Reformé?
C'eſt qu'il s'entend à la réforme.

Die Kondition eines Ausländers, und eines Protestanten; seine persönliche Entfernung von äusserlichen Eindrüken; gewiße Verfolgungen, die ihn unter dem Ministeer des Herrn von Turgot trafen; und insbesondere die Gegenwart eines furchtbaren Nebenbuhlers im Herrn von Taboureau: alles diß schien dem Herrn Necker zu nichts weniger, als zu Ansprüchen auf die Stelle eines Finanzministers Anlaß zu geben. Die Leute von Einsicht lachten, wenn man davon sprach. Innzwischen ereignete sichs gleichwol. Und diß gab den Spöttern von Profession vollkommenes Recht, obigem Couplet folgendes entgegen zu sezen.

Nous

Nous l' avons vu, ſcandale épouvantable!
Necker aſſis avec Chriſtophe á table
Et dix Prélats ſavourant à l' envi. *)
De rouges bords le Nectar delectable.
L' egliſe . . pleure et Satan eſt ravi.
Mais en ce jour d' une indulgence telle
Quel ſeroit donc le motif important,
Qui de Beaumont a perverti le zêle?
C 'eſt que Necker, le fait eſt trés-con-
ſtant
N' *eſt Janſéniſte* . . . . *Il n' eſt que*
Proteſtant.

Unterdeſſen will man behaubten, daß Herr Necker ganz im Geheim ſeinen Blik auf ſeinen gegenwärtigen Poſten gerichtet hatte, und wirklich durch verdekte Wege daran arbeiten lies.

Zum Beyſpiel folgendes ſoll der wahre Faden ſeines Glüks ſeyn. Herr Necker ſtiftete eine enge Verbindung mit dem Marquis von Pezay, dieſem Günſtling des Glüks und des Hofs, deſſen ſchnelles Steigen eben ſo bekannt iſt, als ſeine kurze Dauer; und der durch die Grazien ſeines Geiſts und ſeiner Perſon eben ſo berühmt iſt, als durch ſeinen traurigen Fall. **)

*) Bey Gelegenheit, da er den Erzbiſchof von Paris in ſeinem Hauſe traktirte.

**) Eine intereſſante, genauere Nachricht von dieſem liebenswürdigen jungen Mann, nebſt eini-

Der Marquis von Pezai stund damals auf dem Gipfel seines Glüks. Er besas die Intimität des Grafen von Maurepas, und er theilte, nebst dem Herrn von Beaumarchais, die leeren Augenblike dieses Ministers.

Das Commerz des Geists, welches die Verbindung unter schönen Seelen allgemein macht, hatte die Frau von Cassini, die Schwester des Marquis von Pezai, welche eine wöchentliche Gesellschaft von feinen Köpfen, oder, wie man zu Paris spricht, ein bureau d'esprit hält, mit dem Herrn und der Frau von Necker bekannt gemacht.

Die Frau von Cassini ist eine Dame, deren Schönheit mit der Grazie ihres Geists streitet. Sie ists, die dem Herrn Necker, noch ehe sie ihn kannte, durch einen der schönsten Verse von der Welt zu seiner Eloge de Colbert gratulirte.

Durch diese Verbindung wurde der Nahme des Herrn Necker dem Grafen Maurepas bekannt gemacht; und der Marquis von Pezai, dessen Schuz damals von Gewicht war, bediente seinen Freund so gut, oder vielmehr sein Verstand wuste die

einigen Proben seines Dichtergenie, insbesondere sein unnachahmlicher Chanson: Les Marseilloises, liest man in der Olla Potrida, 1778. III Stük.

die Verdienste des Herrn Necker in ein so helles Licht zu sezen, daß, als sich unvermuthet der Tod des Herrn von Clugny ereignete, der Minister dem König kein würdigeres Subjekt zum Finanzminister vorschlagen zu können glaubte, als Herrn Necker.

Immittelst würde man sich irren, wenn man glauben wollte, der Graf von Maurepas hätte hieben ganz ohne Ueberzeugung gehandelt. Herr Necker hatte, wie man weiß, Gelegenheit gefunden, dem Minister *einige jener seiner Aufsäze über die Verbesserung der französischen Staatsverwaltung* zuzustellen, die man gegenwärtig öfentlich in Ausübung siehet.

Die Gegenwart des Herrn von Taboureau verursachte einen ehrvollen Streit zwischen diesen zween Coripheen. Der erstere verbat sich die Finanzministerwürde unter dem bescheidenen Vorwand, daß *seine Einsichten* ins Rechnungsfach zu schwach wären, und *schlug* den Herrn Necker vor. Der zweite versezte, daß er zuviel *Ehrerbietung* für die Verdienste des Herrn von Taboureau und zu wenig Vertrauen in seine eigenen Kräfte hätte, um sich zu diesem Posten würdig zu schäzen.

Der König verglich endlich den Streit, indem er dem Herrn von Taboureau das Ministeer gab, und ihm Herrn Necker zum Gehilfen, fürs Rech-

nungswesen, beyordnete. Der erste führte den Titel und die Vorrechte eines General-Controleur; und der zweite wurde zum Staatsrath und Ober-Finanz-Director ernannt.

Hiebey bediente sich Ludwig XVI. der merkwürdigen Wortte:

Ich befehle es ihnen: mein Volk wünschets: sie können sich dem Heil Frankreichs nicht widersezen.

Er.



Erweiterungen des Erkenntnißes und des Wohlstands in Bayern.

Was die Chronologen im lezten Stük des vorigen Bandes unter der Rubrik Zaupser angeführt haben, habe ich bey meiner gegenwärtigen Reise durch Bayern völlig gegründet befunden. Dieses Land liegt gegenwärtig in einem bürgerlichen Krieg zwischen Unwissenheit und Vernunft. Ich weiß nicht, welche von beyden Partheyen siegen wird; aber ich fürchte sehr für die leztere, wann der Himmel nicht Wunder für sie thut.

Es ist wirklich wahr, daß Herr Zaupser im Angesicht des Publikums, das ist vor den Schranken der Landsregierung katechisirt wurde. Diejenigen, welche bey dieser Scene anwesend waren, erzählen, daß es die Repetition des Trauerspiels Olavides war. Es fehlte nichts als das Sanbenito, und die Ohnmacht des Delinquenten.

Was diese betrift: so war Herr Zaupser von einem zu gesunden Temperament. Sein Karakter

soll, wie man mir ihn beschreibt, edle Unerschrokenheit bey einer stillen Würde seyn.

In Ansehn seines Kopfs: so haben wir die Proben vor Augen. Ich glaube nicht, daß seit einem Mannsalter etwas Schöneres in der Dichtkunst erschienen ist, als seine Ode auf die Inquisition. Es ist eines von denjenigen Meisterstüken des menschlichen Genie, die in allen Zeiten und bey allen Nationen schön sind.

Innzwischen wird er sein Glük nicht *machen*. Die *Witterung seines Vaterlands ist nicht* dazu gemischt: sie ist noch nicht auf dem Punkt der Wärme, um das Verdienst der Künste, und was noch mehr ist, das Verdienst eines Umbilders, zu unterscheiden. Das genus implacabile vatum ist hier noch allzumächtig. Wenigstens ist gewiß, daß dem Kriegsrathscollegium aufgetragen wurde, den Sekretär Zaupser dergestalt mit Arbeit zu überladen, daß ihm zum Schöndenken keine Zeit mehr übrig bleibt. Man behaubtet dreuste, in der Hofresolution wäre noch der ausdrükliche Zusaz enthalten „und **keine Lust**. Allein die Satire würde allzustark.

Man mus, aus Ehrerbietung für den Hof, glauben, daß er es beym vorigen bewenden ließ. Ueberdiß, so kühn die Intoleranz ist: so geht sie

doch

doch nicht so plumpp zu Werk. Seit der Lektion, die ihr die Bulle: Dominus ac Redemptor noster gab, ist sie bescheidner worden.

Die Geschichte Herrn Zaupsers ist im Kurzen die. Er gab bey Gelegenheit des leztern Londner Aufruhrs einige Blätter über Religionsneid und Mißverstand heraus. Dieß empörte den orthodoxen Poebel zu München. Ein Geistlicher, aus den entkleideten Jesuiten, machte einen Gordon. Man schikte Herrn Zaupsern unter dem Schein einer Widerlegung ein Manifest ins Haus. Der Festigkeit seiner Sache überzeugt antworttete Herr Zaupser hierauf öfentlich durch eine zwote Drukschrift. Hierinn waren seine vorigen Lehrsäze noch stärker angespannt.

Nun trat die Opposition — nicht vor dem Parlament, sondern — auf der Kanzel, ans Licht. Ein elender Gemeinpläzer, dessen Nahme aus lauter Verachtung verlohren gegangen ist, hielt 4 bis 5 Predigten über Herrn Zaupser, und in ihm über die Freigeister rc. rc. Er nannte diesen liebenswürdigen Mann einen Sohn des Satans, einen Verführer des Volks, einen Auswurf der Hölle rc. Das neu aufgehende Licht verglich er mit der Annäherung des apokalyptischen Reichs rc. rc.

Kaum

Kaum war die Trommel auf diese Art gerührt: so erschien ein Gassenhauer.

Franz von Paula Kreuttners

der Gottesgelehrheit und beeder Rechte Candidaten, durch mehrere Jahre gewesenen Beichtvaters in dem Kloster Ridler zu München, nunmehr curaten Priesters bey Sankt Georgen in Freysing

Schuzschrift
für die
Kirche
Entgegen und wider
die von
Herrn Andreas Zaupser,
kurpfalzbaierischen Hofkriegsrathssekretär,
verfaßte
gewissenslose Piece
unter dem Titel:
Ueber
den falschen Religionseifer.

Freysing
gedruckt und zu finden
bey Sebastian Mößmer.

Der Innhalt dieser Schrift conzentrirt sich darinn, daß Herr Zaupser als ein Landsverräther er-

erklärt wird, weil er nicht denkt, wie er, Curatus Kreuttner und der Buchdruker Mößmer.

So indolent das pfalzbayersche Publikum ist: so ärgerte es sich doch über seine Agenten. Und nun siehet man seit zwey Tagen unter der Hand im Manuscript folgendes Pamphlet zirkuliren.

Die reisenden Heiligen.

(Nach dem lateinischen Original.)

Das Paradiß selbst befreyt nicht vor der Langweil.

Der heilige Crepin beschäftigt sich noch immer
Mit Pantofelmachen; die heilige Martha bakt
Milchpastetgen; Franz der seraphische predigt
Den Fischen; und der heilige Martin giebt den Teufeln
Allmosen. Der Zeitvertreib den wir im Leben liebten,
Begleitet uns in die Wolken.
Immittelst sich der eine Theil der Seeligen
Auf diese Arten unterhalt: so liest der andere Theil
Journale, Zeitungen, Allmanachs und fliegende Blätter.
Unlängst als mit andern Neuigkeiten
Die bayerschen Beiträge, das Münchner Intelligenzblatt

Und

Und die Ode auf die Inquisition
Auf dem Olymp ankamen, entstund im Reiche
Der Heiligen eine solche Bewunderung, daß
Derselben drey, Epiktet, Sokrates und Bayle
Sich entschloßen, eine Reise nach Bayern zu machen.
Unter dem Kleid dreyer Lords kamen sie
In München an. Nachdem sie die Opera
Und die Wachtparade gesehen hatten: so beschloßen sie
Zu ihrem Cicerone für die übrigen Dinge
Den Sekretär Zaupser zu erwählen. Von ihm geführt
Besuchten sie die Akademie, das Musäum,
Und endlich die Hofkirche zum heiligen Michael.
Ein rüstiger Redner schwadronirte izt gleich;
Aus schmetternder Kehle stieß er diese hohen Wortte:
Geliebte in Christo: Verflucht seyen die Philosophen!
Ihr Weltweise des Alterthums, insbesondere
Du heidnischer Sokrates, gleißnerischer Marc-Aurel,
Spizfündiger Plato, kezerischer Confuzius,
Und ihr Aristid, Julian, Porphyr, deren
Tugenden nichts als glänzende Sünden waren;
Die ihr aus dem Paradiß auf ewig verstoßen,
In der Finsterniß des Acherons schmachtet....
Freund, sprach Socrat, zu seinem Führer,
Dein Landsmann raset, wie es scheint. Vergieb

Den

Den Irrthum, erwidert Herr Zaupser:
Ich glaubte dich in die Hofkapelle zu führen;
Aber wie ich sehe: so führt' ich dich ins Tollhaus.

Man hoft, diese Beobachtungen seyen nicht unwürdig, den Chronologen einverleibt zu werden. München den 4 mai 1781.

Von einem Reisenden.

Wie



Wie der Baum so die Feigen.

Oder

Justinian.

Dem Herrn Eigner

des Briefs aus Westphalen, den 25 Dec. 1780.

vom

Chronologisten.

Es ist also eine große Vermessenheit von mir, daß ich Justinian einen Tiranen nenne? Sie finden mich sehr übel berichtet, daß ich die römischen Gesezze und ihre Ausleger lächerlich zu machen suche? Meine Kapriz, sagen sie, kan schädliche Folgen haben: weil es dem Wohl des Publikums nicht zuträglich zu seyn scheint, ihm eine Verachtung für das, was die Menschen lieben, was sie verehren sollen, was noch der einige Zaum ist, die Ordnung der Gesellschaft zu erhalten, beyzubringen.

Ach! Möchte ich so glüklich seyn, daß sie diese Folgen hätte: möchte ich durch meine Saalbadereyen beytragen, daß das Publikum einen Abschen

schen an dem Quolibet bekäme, welches es sein Corpus Juris nennt: daß es sich entschlöße, einen Nationalkodex zu erschaffen!

Sie wissen, daß ich privilegirt bin, allen Streit abzuschlagen. Ich habe schon vor mehr als sechs Monaten erklärt, daß ich mich über die in Ansehn der Chronologen entstehen könnende Debatten niemals einlassen würde. Jene leztere ihrer Bemerkungen aber wendet den Fall. Sie sezt eine Genugthuung voraus, die das Publikum *selbst zu fordern scheint.*

Ich nehme die Aufforderung an.

* * *

Rom neigte sich seinem Fall. Die Zeiten wo die Kaisere zu Gericht saßen, um die bürgerlichen Angelegenheiten in Person zu entscheiden, jene Zeiten der Auguste, der Titus, der Vespasiane, der Trajane, der Marc-Aurele, waren vorbey. Julian ist der lezte unter den römischen Monarchen, der diese eben so künstliche als heilsame Gewonheit beobachtete.

Mit ihm endigten sich, wie man weiß, die schönen Zeiten der Menschlichkeit. Nun folgte eine Reihe Barbarn auf dem Thron Cäsars, de-

 ren

ren Regierung durch nichts als Grausamkeit und Unwissenheit bezeichnet wird.

Anastas' einer der rohesten dieser Barbarn hinterläßt das Zepter einem sclavonischen Bauern, der bey der Armee Leo des Thraziers gemeine Soldatendienste genommen, und sich bis zum Obersten der Leibwache aufgedient hatte. Justin war so unerzogen, daß er weder schreiben noch lesen konnte.

Um seiner Ungeschiklichkeit zu Hilf zu kommen; *weil es die Staatsräson gleichwol* nothwendig machte, daß der Kaiser gewiße Edikte eigenhändig unterzeichnete, erfanden seine Lieblinge eine Maschine. Sie bestund in einer bleyernen Form, welche verschiedene Einschnitte hatte, die den Chiffre des Kaisers ausdrükten. Wenn man die Feder in diese Einschnitte stekte: so konnte man zur Noth den Nahmen schreiben. Noch führte dem imbezillen Justin sein Kanzler, der Quästor Proclus, hiebey die Hand.

Diejenige, die Thron und Bett mit ihm theilte, war eine gebohrne Sclavin aus Thrazien. Noch als gemeiner Soldat hatte sie Justin bey einer Fouragirung von seinen Kamraden gekauft. Erstlich diente sie ihm lange Zeit als Beyschläferin

rin. Als Justin den Kaiserthron bestieg: so machte er Lupicinie *) zur Gemalin.

Aus dieser erlauchten Familie entsproß Justinian, der Held unseres Stüks. Man kan urtheilen, wie seine Erziehung beschaffen war.

Justin selbst war weder Gutes noch Böses zu stiften im Stande. Sein Alter, seine Dummheit, seine Unwissenheit, seine Tölpelhaftigkeit machte ihn gänzlich unfähig, zu wirken. Er hatte die Regierungsgeschäfte einigen seiner Vertrauten, und seinem Nefen, Justinian, abgetretten.

Justinian, ein Sohn Istocks und Biglenizens, eines sclavonischen Bauernpaars, erhielt den Thron, nach dem Tode seines Oheims, im 527sten Jahr der christlichen Zeitrechnung. Er war von einem Wuchs, der zwischen dem Grossen und Kleinen in der Mitte liegt. **) Er besaß eine ziemlich

*) Nachmals Euphemia

**) Sabbatius war älterer Bruder des Kaisers Justin. Ihr Vater, der ein gemeiner Bauer war, ist gänzlich unbekannt. Nachdem Justin Kaiser worden: so nannte man jenen Istock: und unter diesem Nahmen lebte er noch zur Zeit der Thronbesteigung seines Sohns Justinians in Thrazien auf seines Weibs Erbtheil.

gute Miene. Seine Manieren waren geschmeidig, höflich und dem Ansehn nach sanft. Sein Temperament war so gut, daß er sogar nach einem mehrtägigen Fasten noch lebhaft aussah. In seinem Anstand schien wirklich was hohes zu seyn. Von Natur war Justinian dumm, oder wenigstens einfältig. Durch die Uebung aber hatte er es bis zu einem solchen Grad der List und der Verstellung gebracht, daß er hierinn seinen Meister suchte. *)

So war der Karakter Justinians ein *ausserordentliches Mengsel von Verstand und Thorheit*. Er konnte Jedermann betrügen: und Jedermann konnte ihn betrügen. Niemals hat man seine Leidenschaften besser zu verbergen gewußt; niemand war mehr Meister über seine Bewegungen, als Justinian. Er konnte lachen oder weinen, wie er wollte, und oft beydes zugleich.

Er war der kühnste Eidbrecher auf der Welt, und niemand liebte eifriger die Eidschwühre.

Sein

*) Diese Schilderung ist von dem Mussiv, welches im Musaum Clementinum von Justinian aufbehalten, und in seinem 42sten Jahr zu Ravenna gemalt worden seyn soll, abgenommen. Das übrige aus den Memoires seines Lieblings, Geheimschreibers und Ministers, des bekannten Procop's.



Sein Haß war unversöhnlich, und niemand schien in der Freundschaft ergebener zu seyn. Er besas die Gabe der Zurükhaltung im äussersten Grad, und bei niemand glaubte man mehr Freiherzigkeit und Offenmütigkeit zu sehen. Er war geizig bis zum Unsinn und immer arm bis zum Darben. Man hielt ihn für die Menschliebe und Sanftmut selbst; und gleichwol ist, wenn man die Geschichte mit Einsicht prüft, unter keinem Kaiser mehr Blut vergossen worden, als unter Justinian.

Dieser Prinz war falsch, niederträchtig, geizig und grausam. Dieses ist der kürzeste Karakter, welchen die Geschichte von ihm zieht. Sein Lächeln war niemals ein Ausdruk der Freude, seine Thränen niemals ein Zeugniß der Traurigkeit. Er brach seine Zusagen wie ein Sclave, der aus Furcht meyneidig wird, nicht wie ein Prinz, der aus Politik handelt. Er dürstete nach Gold, um es verschwenden zu können. Das Laster machte ihn geizig, und der Geiz grausam und ungerecht.

Laßt sehen, wie die Jahrbücher dieses Bild rechtferttigen.

Daß Justinian, wie es junge Prinzen nicht selten machen, und wie es die herrschende Mode seines Jahrhunderts mit sich brachte, seine Jugend in der Debauche verlebte, das ist sehr faßlich.

Man würde es zu glauben geneigt seyn, wenn es auch nicht die Geschichte bestättigte. Das Verderbniß der römischen Sitten, die schlechte Erziehung die er empfieng, der Karakter der Vertrauten, die ihn umgaben, sind hinlängliche Gründe, das Zeugniß der Schriftstellere zu bewähren, die ihn den lüderlichsten und ausschweifendsten Jüngling seines Zeitalters nennen.

Hier ist ein Zug aus seiner Jugendgeschichte.

Ein Theatermeister zu Konstantinopel, Acacius, *) hinterlies drey Töchtern, Comitone, Theodore und Anastasie. Da ihr ganzes Glük im Nahmen ihres Vaters bestund, so hatte er sie fürs Theater erzogen. Sie machten eine Zeitlang Espaliers beym Theater der grünen Parthey: das ist ungefähr, bey der italiänischen Komoedie.

Man weis die Art, wie sie ihre Mutter debutiren lies. Sie verdient beklatscht zu werden. **)

Theodore, die mittlere und die verbuhlteste, trennte sich von ihren Schwestern und begab sich zum

*) Er war eigentlich Aufseher über die Thiere beym Amphitheater — was man zu Wien rc. rc. Hezmeister nennt.

**) Als einst das Theater sehr angefüllt war: so legte die Wittwe des Acacius, ein Trauergewand



zum Theater zu Saint Germain. Hierunter muß man, wie sich leicht verstehen läßt, eine Truppe Frazzenspieler annehmen, die ihre Vorstellungen für einen Denar in der Vorstadt gaben. In der That machte sie die Colombine mit großem Beyfall. *)

Schön, **) berühmt, und Aktrize seyn: diß sind drey Dinge, wobey es ein Wunder seyn müste, wenn sich nicht ein bisgen Koketterie eingemischt hätte. Die Welt bezüchtigt Theodoren, daß sie das was man für Ausschweifung hält, was aber blos ein Theaterwohlstand ist, etwas übertrieb.

ergewand an, kleidete ihre drey kleinen Mädchens als Nimpfen, sezte ihnen Kronen auf und gab ihnen Blumen in die Hände. So stellte sie sie aufs Parterre, um das Publikum zu rühren, solche in seinen Schuz zu nehmen. Man bewilligte, das Amt ihres verstorbenen Vaters der Wittwe und demjenigen, den sie zu ihrem zweiten Mann nehmen würde, zu lassen. Von nun an spielte das schwesterliche Dreyblatt in den Vorstellungen. Comitone blies die Flöte, Anastasie tanzte, Theodore aber trug ihren Schwestern, als Kammermädchen, den Sessel nach.

*) Wann sie beyde Wangen aufblies, sagt ihr Biograph, und Ohrfeigen darauf bekam: so riß ihr Spiel das ganze Theater hin.

**) Theodore hatte eine interessante Figur. Sie war etwas klein, aber sie besas eine

Es ist nicht unsere Sache, den Lebenslauf der Tochter Acazens zu untersuchen. Die Galanterien der Schauspielerin Theodore stehen in keiner Beziehung mit dem Kennzug Justinians des Gesezzverfassers. Wann man den Geschichtschreibern desselben Jahrhunderts glauben wollte: so trieb sie es so arg, daß ihr ehrbare Leute, wann sie ihr auf der Gasse oder im Theater begegneten, aus dem Wege giengen, um sich durch ihre Berührung nicht zu verunreinigen. Wenn sie, sagt ihr Biograph, einem des Morgens unter die Augen kam: so glaubte man, es sey eine üble Vorbedeutung auf den ganzen Tag.

Soviel ist gewis — und soviel gehört zu unserm Zwek, daß sie sich von einem jungen Libertin, Nahmens Hecebolus, der von einer vornehmen und reichen Familie aus Tyr gebürtig war, und sich bey Hof aufhielt, um die Würde der Statthalterschaft zu Pentapol zu sollizitiren, entführen ließ. Sie folgte ihrem Liebhaber in die Provinz and lebte mit ihm als Maitresse.

Eine

einnehmende Miene bey einem Nimpfenwuchs. Ihre Haut war sehr weiß; ihr Aug blizend und groß. Ein natürliches Roth färbte ihre runde Wange, und gab ihrer Stirne ein Teint, das das schönste von der Welt war. (Procop.)

Eine kleine Eifersucht theilte die zween Liebenden, und Theodore lebte einige Zeit zu Alexandria, welches der galanteste Ort der damaligen Welt war, hernach zu Antiochia, von der Gunst ihrer Verehrer. Hierauf machte sie eine Reise beynahe durch den ganzen Orient, und zulezt kam sie wieder in Constantinopel an.

Ungeachtet sie sich auf dieser Reise in einen Ruf gesezt hatte, der sie bey uns ins Zuchthaus gebracht haben würde: *so wußte sie Konstantinopel zu bezaubern. Und diß ist keiner der geringsten Merkzüge, wie tief die Sitten gefallen waren.* Man disputirte sich ihre Gunst. Die schönsten Herren von Konstantinopel machten ihr Hof. Endlich trug sie, wie billig, der kaiserliche Nefe davon. — Und diß ist die reverendissima Justiniani a Deo data conjux! *)

Solang die Kaiserin Euphemie, seine Tante lebte: so durfte er sein Vorhaben nicht entdecken. Ungeachtet sie die simpelste Frau von der Welt war, indem sie aus bäurischem Blut herrührte und nicht die mindeste Einsicht in Welthändel hatte: so hatte sie doch Empfindung genug, sich der Heyrath des jungen Prinzen mit Theodoren zu widersezen. Sie, die dem Justinian niemals etwas abschlug, schlug ihm dieses ab.

*) Novell. 8. Tit. I.

Sobald aber die Kaiserin todt war: so legte der Prinz die Maske ab. Nichts stellt den Inbegrif seines Karakters in ein helleres Licht als diese Wahl.

Justinian, der sich auf dem erhabensten und schimmerndsten Thron der Welt sah, der die Wahl unter fünfzig Nationen hatte, der sich das tugendhafteste, das schönste, das edelste Frauenzimmer auf der bekannten Erde auslesen konnte, zog den grösten Schandfleck des menschlichen Geschlechts vor, um sie zu seiner Gemahlin zu machen, und die Ehre des römischen Throns mit ihr zu theilen.

Wie viel Einfluß diese Wahl in die öfentlichen Angelegenheiten genommen, das werden wir in der Folge finden.

Wie Theodore von ihrem berühmten Weltzuge zurükkam: so nahm sie Miethzimmer in einem der gewißen, kleinen, privilegirten Häuser in der Vorstadt. Hier lernte sie Justinian kennen. Er unterhielt sie anfänglich auf den Fuß seiner Maitresse. Endlich interessirte er sich öfentlich vor sie, und er war unverschämt genug, dem römischen Senat, wovon er ein Mitglied war, vorzuschlagen, ihr den Adel zu geben.

Nichts beweist die Schwäche der römischen Herren mehr, als daß er diese Intrike durchtrieb.

Theo-

Theodore wurde zur Patrizierin erklärt. Von nun an hatte sie Antheil an den Staatssachen, die Justinian im Nahmen seines Oheim Justin versah.

Was mus diß für ein Prinz seyn, der sich im Angesichte seiner Nation bis zu einer öfentlichen Hure erniedrigen kan? Was muß derjenige Prinz für Neigungen haben, der eine tausendmal verbrauchte, von andern abgenüzte Meze zu seiner Gattin erheben kan? Was mus man von der Gerechtigkeit desjenigen Prinzen schließen, der sich selbst so wenig Gerechtigkeit zu leisten wuste? Welche Ehrerbietung endlich, verdient der Mann, der diejenige, so er sich selbst schuldig ist, so schlecht in Acht nahm?

Diß ist Justinian.

Nun zur Sache. Was ist ein Tiran? Ists nicht ein Prinz, bey dem der Wille für Gründe gilt; der Wohlstand und Gerechtigkeit unter die Füße tritt; der sich mit dem Blut seiner eigenen Unterthanen befleckt; der die Geissel seiner Nation wird; kurz, der das gerade Gegenbild der Titus und der Trajane ist?

(Die Ausführung dieses Them's haben wir, aus Achtung für die Geduld des Lesers, in den folgenden Heft verwiesen.)

Ueber



Ueber die Veredlungen Wiens.

Die Veredlungen welche, zufolg der Zeitung, die Stadt Wien unter der neuen Regierung annehmen soll, beschäftigen das Publikum und seine Agenten die Verbesserer, die Schönheitsräthe, die Architekten und die Journalisten, wie es scheint, unendlich.

Wann ich mich nicht irre: so hat man sogar von der Abschaffung der Gruften und von der Entfernung der Leichenäker geschrieben.

Unstreitig ist der Aufenthalt der Leichen innerhalb der Städte in sittlicher und physischer Ansicht ein Uebelstand. Derjenige, den die Hand des Verhängnißes in der Reihe der lebendigen Existenzen ausgestrichen hat, gehört nicht mehr zur Gesellschaft. Er hat kein Recht mehr, unter ihr zu wohnen. Die Römer begruben, wie man weiß, ihre Todten immer außerhalb den Mauren. Vermuthlich schloßen sie, wer der Republik nicht mehr nüzlich seyn könne,

ver-

verdiene auch keinen Plaz mehr unter ihren Bürgern.

Und auf der andern Seite hat die Naturlehre unserer Zeiten überzeugend bewiesen, daß die Ausdünstung der Grabhügel der Gesundheit der Lebendigen schädlich sey. In der That es ist nicht billig, daß die Lebendigen für die Strafe, die die Natur den Todten, wegen der fatalen Erbsünde, auferlegt hat, ihr eigenes Leben aufopfern sollen.

Die Gruften sind also ein Mißbrauch. Diß *ist entschieden. Sie müßen abgeschaft werden.* Hievon brauchts keine Rede mehr.

— Aber was sind die Fleischbänke — Diese edlen Monumente einer der schönsten Strassen im Mittelpunkte Wien's? Unsere Nachkömmlinge werden es sinnreich finden, daß man sich über die Abschaffung der Gruften ermüdet hat, immittelst man die Fleischbänke verschonte.

Es ist billig, daß wir mit den Thieren Nachsicht haben. Die Nachwelt wirds vielleicht für ein Zeichen der Vermenscherung unsers Zeitalters auslegen. Sie, die der Gegenstand unserer Grausamkeit, die Opfer unserer Wuth und unserer Gefrässigkeit sind, verdienen daß wir ihnen dieses Merkmal unserer guten Lebensart lassen. Diß recht-

fertigt

rechtfertigt uns wenigstens auf der Seite der Sitten.

Aber nochmal — auf der Seite der Physik? Sollte die Ausdünstung der Fleischbänke weniger schädlich seyn, als die Ausdünstung der Todtenkapellen? Sollten diese Löcher in Vergleichung der Gruften weniger seyn, als honnette Schindanger?

Ich habe öfters zu mir selbst gesagt, wann ich an den Fleischbänken in der Kärntnerstraße oder auf dem Graben — besonders in den Hundstägen — vorbeygieng: wie ists möglich, daß jene Dame, die hier in diesem saphirnen Berlingot fürüberfährt, und die bey der Annäherung eines flaccons mit Eau de Jasmin in Ohnmacht fällt, diese Sphäre passiren kann, ohne zu erblaßen? Wenigstens sollte man denken, sie nähme par bienseance einen Umweg.

Genug hievon. Mehr darüber vernünftlen, würde in das Amt der Polizey eingreifen heißen. Der Himmel beschütze uns!

Es scheint der Anblik einer Mezelbank sollte selbst den niedrigen Sklaven ein Scheusal seyn, die vom Gewerbe leben, die Henker ihrer Mitgeschöpfe und die Diener der Wollust der Vornehmen zu seyn. Es scheint, es sollte das Herz wohlgezoge-

ner

ner Menschen rühren, den Schauplatz der menschlichen Mordsucht und Ungerechtigkeit immer im Aug zu haben.

— Jedoch, sagte' ich nicht diesen Augenblik, daß ich abbrechen wolle? Schwazhafte Feder! Man gönne immer gewißen Städten Augspurg rc. rc. den Ehrgeiz auf die im Mittelpunkt ihrer Mauern stehende, und, so wie Palläste, hervorstechende Mezelhäuser stolz zu seyn: sie unter die Monumente der Pracht und des Vorzugs ihres Wesens zu zählen: aber nie schreibe man mehr vom Uebelstand der Gruften, ohne sich der Fleischbänke zu erinnern.

Etwas
von der Kriegsschaubühne her.

Zwote Sendung.

(Zurük VI Band, Seite 239.)

Wildenreligion.

Da die Religion der vornehmste Zug im Karakter eines Volks ist: so glaube ich, daß ihnen meine Beobachtungen über die Meinungen und die Denkensart der Irokesen, und ihrer Nachbare der übrigen kanadischen Wilden, nicht unangenehm sind.

Die Wilden sind, so wie überhaubt alle Völker der bewohnten Erde, von dem Daseyn einer Gottheit überzeugt. Sie glauben und bekennen fast ein erhabenes, allmächtiges und einzelnes Wesen. Dieses Wesen nennen sie den großen Geist. Sie schreiben ihm alle möglichen Tugenden, die Allwissenheit, die Güte, die Tapferkeit, die Großmuth zu.



Er ist der Schöpfer, der Erhalter, und der Wohlthäter der Welt.

Sie glauben an Tugend und Laster, und an eine Belohnung und Strafe nach dem Tode.

Sie leiden kein sinnliches Bild der Gottheit. Er ist überall, sagen sie, und nirgends. Jeder Gegenstand, der sie rührt, ist ihnen ein Stof, den grossen Geist darinn zu finden, zu bewundern und anzubethen.

Sie haben kein Priesterthum, und folglich auch keinen Kult, keine Liturgie, keine Messe, keine Predigt. Jeder ehrliche Mann, sprechen sie, ist ein Diener der Gottheit; jedes tugendhafte Herz ist ihr Altar.

Von der Schöpfung der Welt ist ihre Meinung diese. Sie sagen, da es unläugbar sey, daß Gutes und Böses in gleichem Maaße vorhanden, und die menschliche Vernunft zu schwach wäre, den Zusammhang hievon zu begreifen: so müste man einen Mittelweg einschlagen. Um nicht Manichäer zu werden müste man annehmen, daß die Welt nicht vom grossen Geist unmittelbar erschaffen sey, sondern von einer untergeordneten Gottheit, von einem Wesen, das zwischen Gott und der Welt schwebe. Um dieses begreiflich zu machen, geben

sie ihren Kindern das Gleichniß ein's Topfs. Der Topf, sprechen sie, ist ein Geschöpf der Gottheit ungeachtet er das Werk eines Sterblichen ist.

Die Rache ist kein Laster: sie ist ein Instinkt, den die Natur selbst geschaffen hat. Sie ist eine wirkliche Tugend; denn sie hält die Leidenschaft der Bösewichter im Zaum.

Die Ruhe des Gemüts gefällt dem grossen Geist unendlich. Der angenehmste Anblik den er hat, ist ein tugendhafter Mann, der nach überlebten Kriegszügen, in der Stille in seiner Hütte sizt.

Leben und Tod ist ein Traum. Ein weiser Mann verachtet beydes. Nach dem Tode aber fängt ein neues Leben an. Wie dieses beschaffen sey, das weißt Niemand als der grosse Geist.

Superin-



Superintendent Ziehe Seel.
Oder
Ehrenrettung eines beleidigten Todten.
Ein Beitrag.

So eben fällt mir im ersten Stük des sechsten Bandes ihrer Chronologen, Seite 65 die Bemerkung über den seel. Superintendenten Ziehe in die Hände. Vermuthlich ist ihnen dieser Aufsaz zugeschikt worden. *) Erlauben sie mir, ihnen eine andere — zuverläßigere — Anmerkung zu liefern. **)

Wenn sie behaubten, ***) daß der Verfasser der Prophezeyhungen, welche unter dem Nahmen

P 2 des

*) Nein: er müste sonst beßer seyn. Leider! bin ich selbst der Verfasser.

Wekhrlin.

**) Von Herzen gern. Vielmehr nehme ich es mit Hochachtung auf. Sie sezen mich in Stand, einem würdigen Mann — das ist ebensoviel als mir selbst Gerechtigkeit zu leisten. Ich bin um so weniger berechtigt, ihre Zurechtweisung zu unterdrüken, je mehr der Fehler mir persönlich zur Last fällt.

***) Blos nach den Renseignements, die mir die öfentlichen Journale, und nahmentlich der Reichs-

des Superintendenten Ziehe zu Zellerfelde der churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Regierung sowol als der Braunschweig-Wolfenbüttelischen übergeben worden sind, ein Schwärmer ist: so habe ich nicht viel dagegen einzuwenden. — Aber der seelige Superintendent Ziehe war's nicht.

Nie ist ihm im Umgang mit seinen Freunden ein Wort von dieser Materie entfallen. Und noch kurz vor seinem Tod, welcher bald nach Bekanntwerdung dieser Prophezeyungen erfolgt ist, hat er ausdrükentlich erklärt: **er sey nicht der Verfasser dieser Schrift, sondern ein Anderer habe seinen Nahmen gemißbraucht.**

Wär' er's gewesen — was hätte ihn bewegen sollen, es auf seinem Sterbebette abzuläugnen? Und hätte ihn auch irgend ein mir unerfindlicher Bewegungsgrund dazu bringen können: so glaube ich doch nicht, daß ein Mann, der mit soviel schwärmerischer Begeisterung von seiner Lieblingsmaterie schreibt, als der Verfasser dieser Weissagungen, im Stande sey, das Geheimniß seines Herzens seinen täglichen Freunden bis auf den lezten Augenblik ganz unverlezt zu bewahren. — Wessen das Herz voll ist, geht der Mund über.

Diß

Reichspostreutter (Beytrag, 1780, Nro. 75.) an Handen gegeben.

Diß ists eigentlich, was ich ihnen sagen wollte, und wovon ich glaube, daß es ihnen nicht unwillkommen seyn wird. *) Ich habe den seeligen Superintenden Ziehe nicht persönlich gekannt: aber ich habe auf ganz besondere Veranlaßung sehr genau und zuverläßige Erkundigung von ihm eingezogen, welche mich in Stand sezt, ihnen für die Richtigkeit meiner Angabe zu stehen.

Erlauben sie mir noch ein paar Anmerkungen über die Weissagungen selbst. Ich kenne sie nur aus dem *kleinen Auszuge*, welcher 1780 zu Frankfurt und Leipzig herausgekommen ist.

Wann sie, Seite 67, sagen „**und hiezu sezte er den 28 September** des **1780sten Jahrs fest**„ so thun sie dem Verfasser wohl etwas zu nahe. Er sezt den lezten Termin aller dieser großen Veränderungen auf 1786, und sagt ausdrücklich vorher. „Er könne nicht bestimmen, ob diese gros„sen Revolutionen gleich mit dem stärksten Grad „ihrer Heftigkeit anfangen, und indem sie immer „schwächer würden, zulezt 1786 ihr Ende erreichen „würden — oder ob sie schwach anfangen und mit „Heftigkeit endigen würden.„

Ich lebe in einer Gegend, wo man noch nie Erdbeben spührte: aber am 28sten Sept. bemerkte man dennoch eine ausserordentliche Unruhe und

**) Ganz ergebenster Diener.

Bewegung in der Natur, und was besonders fühlbar war, war ein Sturm dergleichen man hier nur sehr selten hat.

Ob ich gleich für nichts weniger als für den glüklichen Erfolg dieser Weissagungen zittere: so war mir doch ein Umstand auffallend als ich sie zu erst zu sehen kriegte — und ihre **Chronologen** gaben mir die Veranlaßung dazu.

Ich mus mich izt mit meinem sehr nachläßigen Gedächtniß behelfen, weil die ersten Theile der **Chronologen** eben ausgeliehen sind und ich den Augenblik nuzen mus, wie sie sehen, *nur diß sehr flüchtig zu schreiben.*

Der Mann spricht am Ende seiner Weissagungen von der Hieroglyphensprache, und von den Vortheilen, welche er daraus gezogen haben will. Er sagt „izt ist die Zeit, wo sie verstanden werden mus, und wo sie uns nüzlich werden kan.

Und zu eben dieser Zeit sagt, nach der Anzeige ihrer **Chronologen** *), eine Gesellschaft gelehrter Männer in Frankreich ohngefähr das Nehmliche **), und verspricht uns eine Entzifrung der Hieroglyphen und einen deutlichen Unterricht in der Hierogly-

*) IV Band, Seite 275 — Suchet: so werdet ihr finden.

**) Der Gegenstand des Verfassers der Weissagungen ist, aus einem alten, geheimnißvol-



roglyphensprache. Vermuthlich kennt weder der Verfasser der Weissagungen diese Männer, noch sie ihn.

Ich will ihre Gedult nicht mißbrauchen. Ich bin aus ihren Schriften überzeugt, daß sie sich Alles hinzudenken werden, was ich ihnen etwa noch von meinen eigenen Betrachtungen sagen könnte. *)

Alles was ich hier geschrieben habe, gebe ich ihnen zu jedem beliebigen Gebrauch Preiß. **) Vom ersten Theil können sie wenigstens einen guten Gebrauch machen.

Man

vollen Buche, Chevilla, zu beweisen, daß die Wahrheit der christlichen Offenbarung, und besonders der augsburgischen Confession von Ewigkeit her geweissagt sey: die Verfassere der mythisch-hermetischen Archive wollten 1) die umfassendste Prüfung der hermetischen Philosophie nach ihren wahren und falschen Grundsäzen darstellen: 2) Die Mythologie auf die Simplicität ihres Ursprungs zurükführen: 3) Beydes von Sophismen reinigen. Weder der Eine noch die Andere aber haben einen Anfang gemacht; sondern es ist beiderseits bey der Ankündigung geblieben.

*) Allzuschmeichelhaft für meine Wenigkeit. Ich weis mir keine gründlichere Betrachtung hinzuzudenken, als daß die Betrachtungen, womit ich mich hier beehrt finde, die ergänzendsten und hinlänglichsten sind.

**) Diesen sehen sie hier zugegen: oder konnte ich noch einen beßern machen?

Man lacht vielleicht mit einigem Recht über den Verfasser der Weissagungen und haubtsächlich über seine ernsthaften Mienen. — Der seelige Ziehe aber verdient nicht ausgelacht zu werden. Man hat ihn bey jeder Gelegenheit als einen sehr vernünftigen Mann befunden. *)

Wann sie den Aufsaz in ihren **Chronologen**, welcher mich zu diesem Schreiben veranlaßt hat, nicht selbst gemacht haben: so haben sie auch vielleicht die Weissagungen selbst noch nicht gelesen. **) Wenn dem so ist: so lesen sie sie doch. Für einen Erzschwärmer, der eine so mystische *Sprache führt*, *werden sie doch wirklich eine Art von* Zusammenhang finden, der mich gewundert hat. Wann nur die Prämissen richtig wären: so würde der Schluß noch so ziemlich natürlich daraus folgen. — Nach den Regeln einer simplen Mechanik.

Aber um diese Prämissen zu beurtheilen, oder auch nur um sie recht deutlich zu verstehen, spricht unser Prophet zu mystisch, begnügt *sich mit* seiner eigenen Ueberzeugung und *glaubt*, für's Publikum genug gethan zu haben, wann er sich erbiethet, ihre Richtigkeit mit einem feyerlichen Eid zu bekräftigen.

BVGA.

*) Friede seinem Schatten!

**) Nur — so — im Vorbeigehen: so wie man heut zu Tag zu lesen pflegt.